

DANZIGER

Volkstimme

Geschäftsstelle: Danzig, Am Spandhaus 6, Fernsprechanschl. der Geschäftsleitung 287 09. Schriftleitung 215 80. Bezugspreis monatl. 8.- G. wöchentlich 0,75 G.; in Deutschland 2,50 Goldmark; durch die Post 8.- G. monatl.; für Pommerellen 5.- G. wöchentlich 1 mm 0,10 G.; Reklamen: 1 mm 0,80 G.; in Deutschland 0,16 u. 0,80 Goldmark. - Abonnements u. Inseratenaufträge in Polen nach dem Danz. Tageskurs

27. Jahrgang Mittwoch, den 25. März 1936 Nr. 72

Deutsche Vorschläge erst nach der Wahl
Türkei wirft Dardanellen-Frage auf Krakauer Ereignisse vor dem Sejm
Die Beratung der Staats-Etats
Die Verhandlung gegen die Schönwarlinger Terroristen
Schadenersatz-Prozess wegen der Brösener Bluttat

Vorläufige Antwort der deutschen Regierung / Die Türkei wirft die Dardanellen-Frage auf

Deutsche Vorschläge erst nach der Wahl

In London ist gestern eine Antwort der deutschen Regierung auf das Memorandum der Locarnomächte eingetroffen. Eine Zwischenantwort zunächst, denn Deutschland erklärt unter nochmaliger Herausstellung seines bekannten Standpunktes, daß es alle jene Punkte ablehne, die die Ehre und Gleichberechtigung der deutschen Nation berühren. Positive Vorschläge würden inzwischen ausgearbeitet und am 31. März der englischen Regierung überreicht werden. Die deutsche Regierung wünscht also Zeit bis nach der Beendigung der in Vorbereitung befindlichen Abstimmung über die Reichstagswahlliste. Aber auch Frankreich zeigt im gegenwärtigen Augenblick kein Interesse an einer Weiterbehandlung der in London diskutierten Fragen. Ein Meinungsunterschied zwischen Paris und London über die Bedeutung des Memorandums hat sich geltend gemacht: „Unvollständiges Ganzes“ sagt Flaubin; „Verhandlungsgrundlage“ sagt man in England. Und die dritte Schwierigkeit: Die unbestimmte Haltung Italiens, das, wie der Vorsitzende des Völkerbundesrates gestern erklärte, als interessierte Locarnomacht noch keine Entscheidung getroffen habe. Italien wünscht nämlich eine verbindende Zusage von England in der Frage der Sanktionen, die England aus den verabschiedeten, nicht zuletzt innerpolitischen Gründen in einem für Italien günstigen Sinne aber noch nicht geben kann. Der Völkerbundsrat hat sich, da die Angelegenheit somit „in der Schwebe“ bleibt, verweigert mit der Maßgabe, daß eine neue Sitzung zu gegebener Zeit vom Ratspräsidenten nach Genf einberufen werden soll.

Wenn der Rat seine Arbeit in dieser Angelegenheit wieder aufnehmen wird, darüber bestehen auch nicht die leisesten Anhaltspunkte. Zunächst scheinen die Hauptbeteiligten etwas gewonnen zu haben: Zeit; im gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen ein von den interessierten Mächten erbreiteter Zustand. Deutschland führt die bekannte Abstimmung über die Reichstagswahlliste durch; Frankreich bereitet Kammer- und Senatswahlen vor; Italien steht vor weiteren militärischen Aktionen in Abyssinien, deren Wirkung auf die diplomatische und politische Situation in Europa mit berechnet ist, und England wird in der Zwischenzeit versuchen, in diplomatischen Verhandlungen Klärungen vorzubereiten. Es ist somit durchaus möglich, daß die in London unterbrochenen Verhandlungen nicht vor den Wahlen in Frankreich — 26. April und 3. Mai — wieder in Fluß kommen.

Indessen: die Meinungsunterschiede zwischen Paris und London scheinen sich zu vertiefen. Man glaubt zwar, daß sie nur vorübergehender Natur sein würden, aber die Tatsache, daß der französische Außenminister Flaubin sich nicht nach London zurückbegeben hat, sondern in seinen Wahlkreis gereist ist, zeigt, daß Frankreich auf seinem Standpunkt beharrt: zuerst „ein Beitrag Deutschlands“. Reuter meldet, der Entschluß Flaubins, sich bis auf weiteres nicht an den Londoner Verhandlungen zu beteiligen, habe in London wie eine Bombe gewirkt. (Nebenbei sei hier auch, daß sich der belgische Ministerpräsident van Zeeland nicht wieder nach London begeben habe.) Die englische Diplomatie sieht sich also vor den schwierigsten Aufgaben, die noch dadurch vergrößert werden, daß die Türkei die Dardanellenfrage in die Diskussion geworfen hat. Auf der gestrigen nicht öffentlichen Sitzung des Völkerbundesrates überreichte der türkische Delegierte sämtlichen Mitgliedern des Rates eine kurze Ankündigung der türkischen Regierung, dahingehend, daß sie infolge der ungelärten internationalen Situation sich das Recht vorbehalte, falls der Rat in eine Diskussion über die Vorschläge der Locarnomächte einzutreten sollte, die Frage der Revision des jetzigen Dardanellen-Statuts zu stellen. Dieser Schritt wird in der Weise interpretiert, daß die Türkei auf jeden Fall ihre Ansprüche auf neue Befestigungen der Dardanellen stelle und sich die Möglichkeit vorbehalte, diese Frage auf der Tagesordnung der internationalen Konferenz zu stellen. Der türkische Außenminister Raschid-Atas hatte in diesem Zusammenhang gestern eine längere Konferenz mit Eden. Die Dinge komplizieren sich also immer mehr.

Der Völkerbundsrat verweigert

Der Völkerbundsrat ist, wie vorgelesen, gestern um 17 Uhr (MEZ) zu einer nichtöffentlichen Sitzung zusammengetreten, in der über die weitere Behandlung der Vorschläge der Locarnomächte Beschluß gefaßt werden sollte. Deutschland war durch Ministerialdirektor Dieckhoff vertreten. Es wurde beschlossen, sich zu verweigern, bis die Stellungnahme aller beteiligten Regierungen zu den Vorschlägen der Locarnomächte vorliegt. Der Ratspräsident wurde ermächtigt, zu gegebener Zeit den Rat wieder nach Genf einzuberufen.

Eine amtliche Verlautbarung

Ueber die Sitzung wurde folgende amtliche Mitteilung ausgegeben:
Der Völkerbundsrat trat heute unter dem Vorsitz des Präsidenten Bruce (Australien) zusammen. Der Präsident erinnerte an die Tatsache, daß der Völkerbundsrat von den Locarnomächten ein Dokument empfangen habe, in dem ge-

wisse von ihnen erwogene Vorschläge enthalten waren. Aber die Angelegenheit war nicht offiziell vor den Rat gebracht worden und eine der interessierten Locarnomächte hatte wissen lassen, daß sie keine Entscheidung getroffen habe. Der Völkerbundsrat war nicht gebeten worden, eine Aktion zu unternehmen, noch war man an ihn gemäß Artikel 11 der Satzung herangetreten.

Der Präsident vertrat die Auffassung, daß der Rat dennoch die Pflicht habe, im Interesse des Friedens alle wünschenswerten erscheinenden Maßnahmen zu treffen und daß aus diesem Grunde die gegenwärtige Tagung nicht beendet, sondern lediglich vertagt werden, und daß schließlich der Rat wieder zusammentreten sollte.

Sobald es möglich erscheine, einen Weg aus der gegenwärtigen Schwierigkeit zu finden.

Nach einem Gedankenaustausch nahm der Rat die folgende Entschliessung an: „Der Rat dankt dem Vertreter Englands für seine Mitteilung vom 20. März 1936, in der der Wortlaut der Vorschläge übermittelt wird, den die Vertreter der Völkerbundsmitglieder, die Unterzeichner des Vertrages von Locarno sind, entworfen haben und der jetzt von den betreffenden Regierungen erwogen wird. Der Rat ist der Auffassung, daß jede weitere Aktion im Hinblick auf die in Gang befindlichen Besprechungen zur Zeit in der Schwebe gehalten werden soll. Der Rat ersucht die besagten Regierungen, wieder zusammentreten, sobald die Umstände eine weitere Erörterung der Fragen wünschenswert machen.“

Flaubin sagt ab

Wie Reuter aus Paris meldet, hat die französische Regierung den britischen Amtsstellen noch vor dem Vertragsbeschluß des Völkerbundesrates mitteilen lassen, daß Außenminister Flaubin nicht nach London zurückkehren wolle.

Außenminister Flaubin hatte am Nachmittag in Anwesenheit des Ratspräsidenten Sarraut, anschließend reiste er für einige Tage in seinen Wahlkreis im Departement Yonne. Die Rückkehr des Außenministers steht noch nicht fest.

Die deutsche Antwort

Zwischenlösung — Endgültige Stellungnahme nach der deutschen Abstimmung

Botschafter von Ribbentrop hat gestern abend dem britischen Staatssekretär des Neuherrn, Anthony Eden, die nachfolgende vorläufige Antwort auf das ihm am 19. d. M. übergebene Dokument der Locarnomächte überreicht:

Am 19. März hat der britische Staatssekretär des Neuherrn, Mr. Eden, dem in London weilenden Botschafter von Ribbentrop seine erste Kenntnis gegeben von dem in Frage stehenden Entwurf eines Vorschlages der Locarnomächte. Nach der erfolgten Zustellung dieses Schriftstückes wurde die deutsche Regierung eingeladen, ihre Stellungnahme dazu zu übermitteln.

Indem die deutsche Reichsregierung diesem Wunsch nachkommt, muß sie einleitend noch einmal die Grundzüge und Gedanken niederlegen, aus denen die innere Notwendigkeit ihrer Haltung ersichtlich werden wird.

1. Die deutsche Reichsregierung hat sich in der Ueberzeugung, daß durch das französisch-sowjetische Militärabkommen die rechtlichen und politischen Voraussetzungen für den Rheinvertrag von Locarno beseitigt worden sind, ihrerseits entschlossen, die volle Souveränität über das gesamte deutsche Reichsgebiet endlich wiederherzustellen.

Sie hat aber den Einmarsch deutscher Truppen in dieses Gebiet des Deutschen Reiches nicht angeordnet, um damit eine Aktion um ihrer selbst wegen durchzuführen, sondern sie hat sich auf dieser Aktion genötigt gesehen, um damit für Deutschland die Voraussetzungen zu schaffen, unter denen es einer neuen Vereinbarung über eine feste und vernünftige Organisation des europäischen Friedens beitreten kann. Diese Voraussetzung wird an allen Seiten nur zu finden sein in einer vollkommenen Gleichberechtigung der sich zu einem solchen gemeinsamen Handeln entschließenden Nationen.

Es ist daher diese deutsche Aktion der ernstlichen Wiederherstellung der vollen Souveränität des Reiches in seinem eigenen Gebiet nicht zu trennen von dem von der deutschen Regierung den anderen Völkern vorgeschlagenen Vereinbarungen für eine allgemeine europäische Friedenserklärung.

2. Wenn die anderen Staaten und Regierungen bereit sein sollten, auch ihrerseits den Weg zu einer solchen neuen europäischen Friedenserklärung zu suchen, dann können sie aber nicht die elementaren Grundlagen und Voraussetzungen einer solchen in die Zukunft weisenden Entwicklung von vornherein ablehnen. Denn darüber sollte Klarheit bestehen: Dauernde Vereinbarungen der europäischen Nationen mit dem Ziel einer wirklichen Garantie des Friedens können nur abgeschlossen werden in einer Atmosphäre der wechselseitigen Anerkennung und Berücksichtigung der tatsächlichen

gleichen Lebens- und politischen Rechte aller daran beteiligten Völker. Jeder Versuch, die Neuordnung Europas mit den alten Methoden einer haßerfüllten Zweiteilung der Nationen in Mehr- oder Minderberechtigte, in Diskriminierte und Ehrenvolle oder gar in Diktierende und Unterworfenen einzuleiten, muß, weil unter den alten und als verwerflich erwiesenen Voraussetzungen begonnen, zum selben Ergebnis führen, d. h.: Die neue Regelung wird nicht besser sein als die alte.

Es würde von Nutzen für die weitere Entwicklung in Europa sein, wenn man auf allen Seiten verstehen wollte, daß Verträge und Diktate im Völkerleben eine rechtlich verschiedene Wertung erfahren. Das Diktat wird wohl für den Sieger einen Rechtsanspruch zu beinhalten scheinen, von dem Besiegten aber stets als eine wider das Recht erfolgte Vergewaltigung angesehen und demgemäß beurteilt werden. Nur Verträge, die von Gleichberechtigten, aus freiem Willen und freier Ueberzeugung abgeschlossen werden, können den Anspruch darauf erheben, von beiden Partnern die gleiche und andauernde heilige Achtung zu erfahren.

Deutschland hat mit der Wiederherstellung der Souveränität in seinem Reichsgebiet erst die Voraussetzung geschaffen, um solche wirklichen Verträge abzuschließen zu können. Zu diesem Zweck und unter dieser Voraussetzung hat die deutsche Regierung ihrerseits die bekannten Vorschläge unterbreitet und steht auch heute noch zu ihnen.

3. Der Vorschlag für einen Vertragsentwurf, der der deutschen Regierung durch den britischen Staatssekretär Mr. Eden überreicht wurde,

läßt aber jede Voraussetzung für die erfolgreiche Organisation eines wirklichen dauerhaften Friedens vermissen, da er sich zunächst aufbaut auf einer neuen für eine große Nation untragbaren Diskriminierung und auf einer abermals von vornherein schon verurteilten Festlegung der Nichtgleichberechtigung Deutschlands mit den anderen Staaten.

Würde die deutsche Reichsregierung zu diesem Vorschlag ihre Zustimmung aussprechen, so würde sie teilhaben an der Schuld einer sich daraus zwangsläufig ergebenden, fortgesetzten inneren Ablehnung der unter solchen Voraussetzungen dem deutschen Volk auferlegten demütigenden Unterwerfung.

Dies wird die deutsche Reichsregierung jedoch nicht tun.

Denn es ist nach aller geschichtlichen Erfahrung unmöglich, auf einer solchen Grundlage einen wirklichen und dauerhaften, weil aus freiem Willen und in gleicher Berechtigung von allen Seiten abgeschlossenen und damit respektierten Frieden herzustellen. Die deutsche Reichsregierung muß daher alle jene Bestimmungen des Vorschlages der Locarnomächte ablehnen, die geeignet sind, die Ehre der Nation erneut zu diskriminieren oder die Gleichberechtigung in Frage zu stellen bzw. zu beseitigen.

4. Die deutsche Regierung und das deutsche Volk haben den tiefsten Wunsch, nach der Wiederherstellung der vollen Unabhängigkeit und Souveränität des Reiches, einen großen Beitrag zum europäischen Frieden zu leisten. Sie sind weiter der Ueberzeugung, daß alle Versuche, durch wirtschaftliche Konferenzen eine Besserung der sozialen Lage der Völker in Europa herbeizuführen, solange vergeblich sein werden, als es nicht gelingt, den europäischen Völkern, sowie ihren politischen und wirtschaftlichen Führungen das Gefühl einer unbedingten und andauernden Sicherheit zu geben. Diese Sicherheit kann aber nur in einer auf lange Zeit garantierten Festigkeit des Friedens liegen.

Die deutsche Regierung macht kein Geheiß daraus, daß sie selbst auf diesen Frieden als eine der sichersten Grundlagen für eine wieder ansteigende Wohlfahrt der Völker mehr Wert legt, als auf irgendwelche in wirtschaftlichen Konferenzen auszuhandelnde Hilfen, Unterstützungen oder Entlastungen usw.

Aus dieser Ueberzeugung hat die deutsche Regierung ihre Vorschläge der internationalen Diskussion unterbreitet. Wenn sie daher gezwungen ist,

den ihr vorgelegten Vorschlag für einen Vertragsentwurf der Locarnomächte in all seinen Punkten abzulehnen, die die Ehre und Gleichberechtigung der deutschen Nation berühren,

so glaubt sie aber auch, aus der Erkenntnis ihrer Mitverantwortung für das Schicksal der europäischen Völker, den Regierungen der Königlich-Britischen Regierung folgen zu müssen, um ihrerseits durch die Unterbreitung möglicher neuer Vorschläge zu einer Lösung dieser europäischen Frage beizutragen. Die deutsche Regierung möchte daher auch in diesem Dokument sich nicht in Einzelheiten über die von ihr abzulehnenden Punkte ergehen, sondern sie möchte sich dies vorbehalten, um diese ihre ablehnende Stellungnahme in Verbindung zu bringen mit einem neuen eingehenden Vorschlag für die Ueberwindung der europäischen Krise, den sie auszuarbeiten entschlossen ist. Sie wird diesen der Königlich-Britischen Regierung übergeben mit dem aufrichtigen Wunsch, daß es dieser dann vielleicht gelingen möge, in ihm eine Grundlage zu finden für die Einleitung jener Verhandlungen, die den europäischen Völkern den Frieden und ihrem wirtschaftlichen und sozialen Leben eine neue Bestätigung geben sollen.

Die Grundzüge dessen muß die deutsche Regierung her-

Danziger Nachrichten

Die Staatsberatungen im Hauptauschuß

Die ersten drei Sitzungen

Zum ersten Male seit 1932 beschäftigte sich gestern wieder der Hauptauschuß des Volkstages mit der Einzelberatung der staatlichen Haushaltspläne. Bei den Nationalsozialisten erscheint diese Tätigkeit reichlich ungewohnt. Sie scheinen irgendwelche unbekanntes Gefahren zu wittern. Die gleichzeitige Anwesenheit des sozialdemokratischen Abg. Moritz als Zuhörer neben dem sozialdemokratischen Ausschußmitglied Abg. Brill beunruhigte sie aus unbekanntem Gründen und hat sie zu einer vorherigen Sonderbesprechung zusammenzutreten lassen. Nach Eröffnung der gestrigen Sitzung fragte der nationalsozialistische Ausschußvorsitzende Abg. Dr. Willers den Abg. Moritz nach dem Zweck seiner Anwesenheit, verweigerte ihm aber gleichzeitig das Wort zu einer Antwort, weil angeblich „niemandem das Wort gegeben werden könne, der nicht Mitglied des Ausschusses sei“. Auch einen Antrag um Zulassung als Zuhörer weigert sich Herr Willers entgegenzunehmen, weil auch angeblich dazu nicht das Wort gegeben werden könne, und er somit nichts gehört habe. Als Abg. Brill einen Antrag auf Zulassung des Abg. Moritz stellte, erklärte Dr. Willers, daß Brill keine Vollmacht habe, einen solchen Antrag für einen anderen Abgeordneten zu stellen. Hierauf verließ der Abg. Moritz den Verhandlungsraum, um bei Punkt 2 der Tagesordnung wieder zu erscheinen und den Abg. Brill zu vertreten, der nunmehr den Raum verließ und erst wieder beim dritten Punkt nach nochmaligem „Stellungswechsel“ seinen Platz einnehmen konnte.

Als erster Punkt der Tagesordnung wurde der

Haushaltsplan des Volkstages

behandelt. Bekanntlich sind den Fraktionen die Beratungszimmer im Volkstag entzogen und fremden Dienststellen zur Verfügung gestellt, z. B. der Kammer für Außenhandel, dem Treuhänder der Arbeit und der (inzwischen aufgelösten) Volkstagsverwaltung. Als der Abg. Brill nach dem im Etat nicht enthaltenen Einnahmen für die Benutzung der Räume zu nationalsozialistischen Veranstaltungen fragte, erklärte Präsident Beyl, daß für die Benutzung der Räume zu nationalen Veranstaltungen Gebühren nicht erhoben würden. Im übrigen habe lediglich der Treuhänder der Arbeit die ihm zur Verfügung stehenden Räume zu Parteiveranstaltungen hergegeben.

Der Etat des Volkstages schließt mit einer Einnahme von 4500 Gulden und mit einer Ausgabe von 153 750 Gulden, also mit einem Zuschuß von 149 170 Gulden ab und wurde in der vorgelegten Form mit den Stimmen der Nationalsozialisten angenommen.

Danach gelangte der

Haushaltsplan für Soziales und Gesundheitswesen

zur Beratung. Bei dieser Beratung wurde der Widerspruch zwischen den Ausführungen des Finanzlenkners Hoppenrath, wonach durch die Vermittlung nach Deutschland 2,8 Millionen Gulden an Erwerbslosenunterstützung eingepart worden seien, und den Angaben des Etats, die eine Erhöhung des staatlichen Aufwandes zur Erwerbslosenunterstützung von 63 auf 7 Millionen vorsehen, erkannt. So gar dem nationalsozialistischen Abg. Dr. Appaly fiel das auf. Er fand es andererseits erfreulich, daß die Ansätze für die Erwerbslosenunterstützung erhöht werden könnten, da wie er zugab, besonders in den ländlichen Gemeinden Lebenslagen über zu knapp bemessene oder abgelehnte Unterstützungen geführt würden. Als Abg. Weiß (Str.) diese Beschwerden bekräftigte, besonders soweit die Erwerbslosen unter 20 Jahren davon betroffen würden, erklärte der Senatsvertreter, daß es für Jugendliche auf dem Lande keine Erwerbslosigkeit gäbe. Nunmehr schlug auch Dr. Appaly in seiner bisherigen Ansicht um und meinte, daß auf dem Lande kein Mangel an Arbeitsstellen für Jugendliche bestehe. Erst jetzt sehe man, so sagte er, wieviel Leute es gäbe, die die Unterstützung nicht nötig haben, da sie sich lieber die Unterstützung entziehen ließen als angebotene Arbeit anzunehmen.

Der Senatsvertreter gab

die Zahl der gemeldeten Erwerbslosen

für Mitte März 1936 mit 19 477 an, darunter 11 629 unterfrühe und schätzungsweise 7000 angelernte und auf Wohlfahrtsunterstützung angewiesene Erwerbslose, so daß nach dieser Rechnung ca. 1000 bis 1500 Erwerbslose ohne Unterstützung bleiben würden.

Als der Abg. Moritz (Soz.) darauf hinwies, daß die Beförderungskosten für die Insassen der Anstalt Silberhammer auf 50 Pfennige pro Kopf und Tag herabgesetzt wurden und auf die Vergleichszahlen früherer Jahre aufmerksam machte (1930 = 1,10 Gulden, 1932 = 0,80 Gulden, 1934 = 0,35 Gulden), erwiderte Dr. Appaly in einem Zwischenruf, die seien früher überfüllt worden und „man solle sich freuen, daß jetzt gespart werde“.

Unter Bezugnahme auf die verschiedenen Ausgabenpostitionen für die

Durchführung von Sterilisationen

wurde angefragt, wieviele Sterilisationen bisher durchgeführt worden seien, wieviele davon freiwillig und wieviele zwangsmäßig, und ob dem Senat Todesfälle als Folge von Sterilisationen bekanntgeworden seien. Der Senatsvertreter antwortete, daß 618 rechtskräftige Sterilisationsbeschlüsse vorlägen, von denen 505 durchgeführt worden seien (276 an männlichen, 229 an weiblichen Personen). Von den Nationalsozialisten wurde hier das folgende gerufen: „Wieviel zu wenig!“ Todesfälle, so erklärte der Senatsvertreter, seien dem Senat nicht bekannt. Dr. Appaly bekräftigte dann, daß ihm ein Gerücht über einen derartigen Todesfall bekanntgeworden sei. Die Untersuchung habe aber ergeben, daß es sich um einen Mann gehandelt habe, der an Arterienverkalkung litt und 10 Tage nach der Sterilisation lediglich einem Schlaganfall erlegen sei, bei seiner Ansicht nach mit der Operation in keinem Zusammenhang liege.

Bei der

Beratung des Justizetats

wies der Senatsvertreter darauf hin, daß für die Durchführung der Danziger Rechtspflege das deutsche Vorbild zum Nachahmer genommen werde. Die Entscheidung des Danziger Gerichtshofes gegen die Danziger Rechtsanwaltschaft sei nur zu verstehen, wenn man sich die Zusammenfassung dieses Gerichtes vor Augen halte.

In Bezug auf des Anzeigen der Anzeigehalter und der Hinterbliebenen erklärte der Regierungsvertreter auf Anfrage, daß der Abbau bei der Justizverwaltung erst im Haushaltsplan für 1936 zum Ausdruck kommen werde. Auf die Anfrage, ob bei dem Abbau der Angestellten zuerst die neuereinstellten Kräfte zur Entlassung gekommen wären

Die Schönwarlinger Terroristen vor Gericht

Was die Schnellgerichtsverhandlung ergab — Die SA-Leute wollen in Notwehr gehandelt haben!

Die SA-Leute Woels, Kriele und Erich Kneller, die alle drei in Schönwarling wohnen, standen gestern vor dem Schnellrichter. Sie sind, wie bereits berichtet, in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend in das Streckenhaus 92, das sich an einem Bahnübergang zwischen Schönwarling und Hohenstein befindet, eingedrungen und haben den dort im Dienst befindlichen Hilfskrankenschwäger Leo Richter aus Schönwarling überfallen und mißhandelt. Die Anklage, die durch Affessor Dr. Hoffmann vertreten wird, legt den drei angeklagten SA-Leuten das Hausfriedensbruch und Körperverletzung zur Last. Der verletzte Hilfskrankenschwäger, der früher Gemeindevertreter der Zentrumspartei war, tritt in der Verhandlung als Hauptzeuge auf. Infolge seiner Verletzungen darf er bei seiner Vernehmung sitzen bleiben. Er macht die Aussagen mit leiser und heiserer Stimme. Seine Heiserkeit führt er auf einen erhaltenen Halsschlag zurück. Da er aber hiervon dem ihn behandelnden Arzt Dr. Kurtenacker nichts gesagt hat, hält der Schnellrichter die Heiserkeit des Zeugen für vorgetäuscht. Der überfallene Eisenbahner wird so einige Male in gerade nicht sehr freundlichem Tone durch den Richter aufgefördert, lauter zu sprechen.

Nach den Aussagen des verletzten Zeugen hat sich der Vorfall etwa folgendermaßen abgespielt: Am Sonnabendmorgen gegen 2 Uhr wurde plötzlich die Tür des Streckenhauses aufgerissen. Richter war sofort im Bilde, zumal er in jedem Monat, einmal wenigstens, aufgelockert wird. Vor ca. acht Wochen hat er auch auf seinem eigenen Grundstück, als er in der Nacht nach Hause kam, mit einer Launlatte einen Schlag gegen den Kopf bekommen. Da er den Täter, der die Flucht ergriff, nicht erkannt hat, hat er von einer Anzeige abgesehen. Raum war die Tür des Streckenhauses aufgerissen, erhielt R. auch schon einen Schlag gegen den Kopf. Richter ist der Meinung, daß dieser Schlag mit einem harten Gegenstand ausgeführt worden ist, denn das Blut spritzte bis gegen die Fenster. Richter wandte sich gegen seinen Angreifer, mit dem er ins Handgemenge kam. Es war der Hauptangeklagte Woels.

Während dieses Handgemenges schlugen die andern beiden Angeklagten, Kriele und Erich Kneller, auf den Eisenbahner ein.

Dieser taumelte schließlich gegen den Dien und fiel auf den Kohlenkasten. Auch jetzt liegen die Wunden noch nicht von ihm ab. Wild um sich schlagend, wehrte Richter sich. Pöblich hielt er einen harten Gegenstand in der Hand. Es war ein SA-Dolch, den er einem der Rohlinge entziffeln haben mußte. In diesem Augenblicke ergriffen die Täter, die durch den Verletzten erkannt worden waren obwohl sie

die vor der Tür hängende Lampe ausgelöscht

hatten, die Flucht.

Richter wagte zunächst nicht, das Streckenhaus zu verlassen. Erst nachdem er sich durch den Fernsprecher mit der Station Hohenstein verband, kam von dort aus Hilfe. Auch Dr. Kurtenacker aus Hohenstein erschien und legte dem Verletzten einen Notverband an. Nach Ansicht von Dr.

Kurtenacker sind die Verletzungen harmlos! Seinem Gutachten nach befindet sich auf der linken Kopfseite über dem Schläfenbein ein Kopfschmerz von einem Zentimeter. An der rechten Kopfseite befindet sich ein Riß im Winkel, dessen Schenkel einen halben Zentimeter betragen sollen. Für diese kleinen Wunden, die doch mit einem Schnellverband hätten bespülert werden können, hielt der Arzt aber doch einen großen Verband, der um den ganzen Kopf herumgeführt wird, für notwendig. Nach Ansicht dieses Sachverständigen rühren diese Wunden nicht durch Schläge mit harten Gegenständen her. Der Schnellrichter ist sogar der Meinung, daß sie durch den Fall gegen den Dien oder gegen den Kohlenkasten hervorgerufen sind.

Auch um mehrere Finger trägt der Verletzte Notverbände. Diese Verletzungen sollen entstanden sein, weil sich der Heberfallene wehrte. Außer der Heiserkeit, die wir schon erwähnt haben, klagt Richter über Schmerzen in der linken Seite. Auch diese Beschwerden hat er dem Arzt nicht sofort mitgeteilt. Das Gericht hält sie für übertrieben. Auffällig ist aber auch, daß der Mißhandelte nur schwer gehen kann und sich dabei oft an die Seite faßt. Im allgemeinen tun so etwas nur Leute, die dort Schmerzen haben. So wird die gemeine Tat durch das ärztliche Gutachten Dr. Kurtenackers aus Hohenstein stark abgeschwächt. Die Angeklagten selbst geben wohl zu, in das Streckenhaus eingedrungen zu sein, doch soll nach ihren Angaben der Hilfskrankenschwäger zuerst auf Woels eingeschlagen haben. Erst bei dem Handgemenge wollen Kriele und Erich Kneller dem Woels zur Hilfe geeilt sein.

Sie wollen den von ihnen in Szene gesetzten Heberfall also als eine berechtigzte Notwehr darstellen.

Affessor Dr. Hoffmann als Anklagevertreter beantragt deshalb die Verurteilung des Verletzten und bittet diese eidliche Aussage als Grundlage für sein Plädoyer.

Demnach hält er die drei Angeklagten sowohl der gemeinlichlichen Hausfriedensbruchs wie auch der gemeinlichlichen Körperverletzung für schuldig. Die Körperverletzung ist seinen Ausführungen nach nur eine einfache, da nicht unter Beweis gestellt ist, daß sich die Täter irgendwelcher Werkzeuge bei der Mißhandlung bedient haben. Er beantragt, indem er in dem Hausfriedensbruch und in der Körperverletzung zwei selbständige Handlungen sieht, gegen Woels als Haupttäter eine Gefängnisstrafe von drei Monaten und einer Woche. Gegen Kriele und Erich Kneller wurde eine Gesamtstrafe von zwei Monaten und einer Woche beantragt.

Der Schnellrichter, Land- und Amtsgerichtsrat Prohl, blieb unter dem beantragten Strafmaß. Er sah in den beiden Handlungen, Hausfriedensbruch und Körperverletzung, eine fortgesetzte Handlung und verurteilte jeden SA-Mann zu einer Gefängnisstrafe von zwei Monaten. Amtsgerichtsrat Prohl hielt den Heberfall mit der geringst zulässigen Gefängnisstrafe von zwei Monaten für genügt. Die Angeklagten wollen dieses milde Urteil anfechten. Sie wurden aus der Haft entlassen.

Porada soll für die Familie des Erstochenen zahlen

Ein Nachspiel zu der Bröfener Bluttat — Prozeß um eine Rente

An Hillers vorjährigem Geburtstag, dem 20. April 1935, zufällig war es der Oster-Sonnabend, ereignete sich bekanntlich in Bröfen die schwere Bluttat, bei der der SA-Mann Porada aus Joppot durch einen Stich mit dem SA-Dolch den 43 Jahre alten Arbeiter Paul Karšniak aus Bröfen, einen Vater von sieben Kindern, tötete. Die Bluttat war bereits im vergangenen Sommer Gegenstand einer Schwurgerichtsverhandlung. Wir haben damals über den tragischen Tod des Hafnarbeiters Karšniak und die Schwurgerichtsverhandlung ausführlich berichtet. Porada wurde auch vom Schwurgericht zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. In Anbetracht der hohen Tat und ihren verhängnisvollen Folgen für die Familie des Karšniak ein mildes Urteil.

Wir konnten damals anlässlich der Verhandlung berichten, daß die Person des SA-Mannes Porada interessant genug ist. Porada war nämlich polnischer Staatsangehöriger.

Er war zur Marine nach Odlingen eingezogen worden, desertierte im Jahre 1929 und flüchtete nach Joppot.

Er hatte mit einem Vorgesetzten Streit bekommen und diesen über Bord geworfen. Porada wurde als Staatenloser, der er durch seine Desertation geworden war, Mitglied der Joppoter SA. Er hat es auch bei der SA bis zum Truppführer gebracht. Seltsam ist auch, daß der Staatenlose Porada eine Anstellung bei der Joppoter Stadtgärtnerei erhielt.

Als Porada nun zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt worden war, blieb es eine Weile um ihn herum still. Er hatte seine Gefängnisstrafe angetreten, doch dauerte auch sein Aufenthalt im Gefängnis nicht allzu lange. Wir mußten gegen Ende des vergangenen Jahres feststellen, daß Porada aus der Strafhaft entlassen war. Womit die Entlassung aus der Strafhaft begründet wurde, ist nicht bekanntgeworden. Porada ist inzwischen nach Deutschland ausgewandert. Seine Frau lebt mit ihren Kindern in Joppot.

Porada ist nun von den Hinterbliebenen des Hafnarbeiters Karšniak auf Zahlung einer Rente verklagt worden.

Porada soll zahlen, und zwar bis zum Jahre 1936, also zwanzig Jahre lang, an Frau Karšniak monatlich 15 Gulden. Weiter soll Porada für fünf Kinder des Erstochenen je 17,50 Gulden im Monat so lange zahlen, bis die Kinder 21 Jahre alt geworden sind.

Diese Klage hat Frau Karšniak auf Betreiben des Bohlschützlers am 1. März angekrengt, denn insofern des Todes des Erstochenen muß die vielföhrige Familie Karšniak von der Allgemeinheit unterhalten werden. Bieleicht war das der Grund, daß Porada nach Deutschland ging.

Dieser Prozeß um die Unterhaltung der Familie Karšniak fand nur gestern vor der Zivilkammer des Land-

gerichts statt. Vorsitzender war Landgerichtsdirektor Gartzwig. Frau Karšniak, eine Frau in mittleren Jahren, war ebenfalls anwesend. Es wurde Beweis darüber erhoben, ob Porada auch zivilrechtlich für seine Tat verantwortlich ist. Die bedeutendste Aussage machte der Hafnarbeiter Erdmann R., der an dem Unglücksabend mit dem getöteten Hafnarbeiter Karšniak in der Nähe des Freibadens auf der StraÙe stand. Die beiden unterhielten sich über Arbeitsangelegenheiten. Von Neufahrwasser kam der SA-Mann Porada in Begleitung seiner Frau. Als Porada an den beiden Hafnarbeitern vorüberging, rief er ihnen „Heil Hitler!“ an. Festzustellen ist hier noch, was man in der Strafverhandlung erfuhr, daß Porada an einer Geburtsstaaßfeier teilgenommen hatte und leicht angetrunken war. Wollig betrunken war er aber in keinem Fall. Die Hafnarbeiter haben dann den Gruß des SA-Mannes erwidert. Damit war Porada aufsteigend aber nicht zufrieden, denn nach der Aussage des gestrigen als Zeuge vernommenen Hafnarbeiters R. ist Porada, nachdem er bereits einige Schritte von den beiden entfernt war, zurückgekommen und hat zu Karšniak etwas gesagt, das der Zeuge aber nicht verstanden hat. Der Zeuge gab auch an, daß Frau Porada ihren zurückkehrenden Ehemann

mit den Worten zurückhalten wollte: „Komm doch, komm, du hast doch Kinder, die Menschen haben dir doch nichts getan!“

Was dann weiter geschehen ist, hat der Zeuge nicht gesehen. Er sah nur, daß Karšniak sich plötzlich umdrehte und ihm zurief: „Ich blute!“ Karšniak ist dann kurze Zeit später zusammengebrochen. Der Zeuge lief zur Polizeiwache. Ein Sanitätsauto war auch bald zur Stelle, aber alle Hilfe war vergebens. Das Ehepaar Porada war eifrig verschwendet und nicht mehr aufzufinden, obwohl ein Polizeibeamter auf dem Wege die Strandpromenade längere Zeit abgesehen hat. Porada hat sich dann als besondrer Gemütskathlet gezeigt und die Nacht geschlafen. Am anderen Morgen erklärte ihm seine Frau, daß sie den Dolch abgewischt habe, denn es sei noch Blut daran gewesen. In der Gerichtsverhandlung im vergangenen Sommer hat Porada dann noch auf eine Frage des Vorsitzenden, warum er den Zwischenfall nicht der SA gemeldet habe, erklärt, daß

über solche Kleinigkeiten in der SA nicht gesprochen werde.

Porada wurde dann verhaftet, aber kurze Zeit später wieder freigelassen, um dann auf Veranlassung der Strafkammer wiederum festgenommen zu werden.

Das Urteil in der Entschädigungs-Klage ist noch nicht gesprochen worden.

oder Ältere, wurde von Nationalsozialisten dazwischen gerufen: „Das interessiert uns gar nicht.“ Der Regierungsvertreter gab zur Auskunft, daß bei der landwirtschaftlichen Erziehungsinstitution des Gerichts ca. 100 Kräfte beschäftigt gewesen seien, die zur Entlassung gekommen wären. Der Abbau der Strafanstaltsbeamten wurde mit der ge-

ringeren Gefangenenzahl in Danziger Gefängnissen begründet. Es seien in Danzig zurzeit nur 393 Gefangene inhaftiert, der Rest sei in Stuhm.

Sowohl der Haushaltsplan für Soziales, wie der Justizverwaltung wurde von den Nationalsozialisten angenommen.

Der Streikbrecher-Streit von New York

Eine merkwürdige Zeitungscheinung in den U.S.A.

M.T.P. New York, im März.

Das Büro des „Noten Dämon“

Der New Yorker Fahrstuhlführerstreik, der nach langwierigen Verhandlungen glücklich beendet worden ist, hat wieder einmal die Aufmerksamkeit auf eine Branche gelenkt, deren dunkle Geschäfte außerhalb Amerikas so gut wie unbekannt sind: auf die Branche der Streikbrecher. Diese hat sich hierzulande zu einer regelrechten Industrie entwickelt. Wenn zwischen den Arbeitern und ihrem Brotgeber ein Konflikt ausbricht, so hat dieser die Wahl zwischen drei Wegen: entweder verhandelt er und sucht ein Kompromiß oder er erfüllt die Forderungen des Personals, oder er verläßt den Streik zu brechen. Im letzteren Falle wendet er sich an eine Streikbrecher-Agentur. Diese besorgt alles übrige.

In New York beschäftigen sich von 187 konfessionierten Privatdetektivbüros 55 fast ausschließlich mit Streikbrüchen. Das bekannteste Unternehmen dieser Art ist das Büro eines gewissen Pearl E. Bergoff im 27. Stockwerk des Fifth-Avenue-Building. Mr. Bergoff, der seit 25 Jahren in der Branche ist, bezeichnet sich gern als den „König der Streikbrecher“. Von seinen Untergebenen wird er dagegen wegen seiner brutalen Methoden der „Note Dämon“ genannt.

Der „Note Dämon“ hat seit 1911 mehr als 800 Streiks gebrochen. Allein in dem Jahrzehnt 1924/34 hat er nicht weniger als 10 Millionen Dollar verdient. Sein Büro gliedert sich in drei Abteilungen. Die erste dient der Information und unterhält in sämtlichen größeren Werken und Firmen ihre Spione. Die zweite hat die Aufgabe, „das Häderwerk der vom Streik heimgesuchten Industrie wieder in Gang zu setzen“. Die dritte schließlich sorgt für den Schutz von Leben und Eigentum des Auftraggebers.

Die Finken als Langfinger

Die Angehörigen dieses sonderbaren Berufes bezeichnen einander mit Ausdrücken, die der New Yorker Gaunerprache entnommen sind. Die Männer, die „das Häderwerk wieder in Gang setzen“, werden „Finken“ genannt. Die Spionisten „Gelleute“ und die Betrüger „Stiefel“. Alle drei Kategorien rekrutieren sich aus der Unterwelt der großen Stadt.

Besonders die „Finken“ pflegen keine reinen Engel zu sein. Sie haben gewöhnlich nichts anderes im Kopf, als ihre durchaus angemessene Besoldung durch allerlei Diebstähle und „Rebeneinnahmen“ zu erhöhen. Die Betriebe, die sich ihrer Nothilfe bedienen, wissen das und verstecken, versiegeln oder verschließen deshalb schon vorzeitig alles, was nicht nicht- und nagelfest ist. Trotzdem gelangt es den selbstlosen Streikbrechern immer wieder, ihren täglichen Verdienst von 2 1/2 bis 3 Dollar um ein Vielfaches zu erhöhen.

Die Herren stellen alles, was Wasserbahn bis zum Pelzmantel, 1920 haben sie einmal ein ganzes Lager von Armeebekleidungen auf die Seite gebracht. 1926 entwendeten sie bei einem Lastwagenstreik Pelze im Werte von 50 000 Dollar. 1930 wurden sie auf einen Dampfer geschickt, wo sie ohne viel Federlesan das gesamte Silber an sich nahmen. Beim jüngsten Fahrstuhlführer-Streik haben sie in einem Krankenhaus, in dem Bergoff sie am Vorabend seiner Intervention zusammengetrommelt hatte, alle Nadeln abgeschraubt. Gott weiß, wo sie die verbüßert haben!

Die hollten Stitten werden aber von den Streikbrechern eingeführt, wenn irgendwo eine Autobus- oder Tramway-Belegkarte die Arbeit niederlegt. Die Ausbeuter stecken dann den größten Teil der Einnahmen in ihre Taschen und befahren grundrührig nur Straßen, in denen sie mit vielen Passagieren rechnen können. Einmal kam eine im Kampf befindliche Verkehrsgesellschaft auf die Idee, das Fahrgeld vor Befahren des Wagens einzufassen zu lassen und sich dadurch eine bessere Kontrolle zu verschaffen. Die Gesellschaft kapitulierte erst, als sie mit ansehen mußte, wie an einem sonnigen Sonntagmorgen kein einziger Bus die Garagen von Coney Island verließ....

Schmarozker der Wirtschaftskämpfe

Natürlich dürfen die „Finken“ nicht etwa die gesamte Beute ihrer Raubzüge für sich behalten. Die „Gelleute“, die das Eigentum der Auftraggeber zu beschützen haben, wollen dafür, daß sie ihre Augen ausdrücken, entsprechend beteiligt sein. Und das, was den armen „Finken“ dann noch bleibt, pflegen sie ihnen häufig im Spiel abzunehmen.

Wenn die „Finken“ nicht arbeiten, vertreiben sie sich die Zeit nämlich mit Poker und Würfeln. Sie leben zu 500 bis 600 in großen Paraden; nach Bergoffs Schätzungen wandern dort bis zu 1000 Dollar von Hand zu Hand. Was aber sind das für Summen im Vergleich zu denen, die er durch seine Machenschaften verdient?!

Bergoff greift nämlich nicht nur ein, sobald ein Streik ausbricht; er führt vielmehr die Streiks mit allen Mitteln. Darin gleicht er aufs Haar den Rüstungsfabrikanten, die zum Kriege heben. Auch seine Methoden sind ähnliche. Die Spione, die er in allen Fabriken sitzen hat, unterrichten ihn über die Stimmung in den Belegschaften und die Wortführer der Opposition. Auf Grund dieser Angaben stellt er schwarze Listen auf, die er den Betriebsinhabern zur Verfügung stellt. In Philadelphia hat er auf diese Weise einmal 126 Arbeiter aus Plaster geworfen. Die Folge war ein blutiger Streik, an dem er glänzend profitierte.

Neuerdings wird diese Ausbeutung der sozialen Gegensätze durch geschäftstüchtige Unternehmer ein wenig erschwert. So haben verschiedene Arbeitgeber-Syndikate, wie das der Automobilindustrie oder die United States Steel Corporation, ihre eigenen Spionagenetze ausgebaut. Trotzdem hat Mr. Pearl E. Bergoff in jeder größeren Industriekrise der Vereinigten Staaten eine stattliche Reihe von Racheakten gefunden, die sich nach wie vor ausgezeichnet erndieren. Mühen diese Wirtschaftskriegsgewinnler nicht wie die Heiden einer modernen Dreigötteroper an?

Peter Blackwell.

Dr. Goebbels und der Rundfunk

Seine Reden wurden nicht übertragen

Der Reichspropagandaminister Dr. Goebbels hat in Breslau eine Propagandarede gehalten, die auch, wie üblich, über den Breslauer Rundfunk verbreitet werden sollte. Im letzten Augenblick wurde die Übertragung jedoch abgefragt. Lediglich kurze Auszüge aus der Rede wurden am Abend ausgegeben. Ebenso abgefragt wurde auch ein Fadelzug, der zu Ehren des Ministers vorgesehen war.

Als Goebbels in Leipzig sprach, wurde gleichfalls die Rundfunkübertragung auf den dortigen Sender ganz unterbrochen. Man hatte bereits mit der Schilderung der Ansätze des Ministers begonnen, als der Sprecher verstimmt und, ohne daß die Hörer informiert worden wären, ein Konzert übertragen wurde. Kurz vorher hatte der Leipziger Sender davon gewarnt, beim Versuch des Führers aus Begeisterung Blumen ins Auto Hilters zu werfen und dabei das Auto zu zerstören. Man hätte sich als Folge abgesagt werden könnten.

Es mutet seltsam an, daß Goebbels zweimal auf die Übertragung seiner Rundfunkrede verzichtet hat. Bisher jedenfalls wurde der Rundfunk zu Propagandazwecken recht ausgiebig in Anspruch genommen.

Kann das „deutscher Sozialismus“ sein?

Das Reich gibt seinen Anteil am Stahlverein völlig auf

Wir haben kürzlich schon bei der Ueberführung des Eigentums der „Deichmang“, der bedeutenden Bremer Schiffswerft aus dem Eigentum des Bremer Staates in Privatband darauf hingewiesen, daß im Reich sich das Bestreben geltend macht, die staatlichen Einflüsse im Gebiete der Wirtschaft aufzugeben und dem Privateigentum und dem Privatunternehmer die beherrschende Stellung einzuräumen. Weit mehr noch in die Augen springend ist jetzt der Fall des Stahlvereins, des größten deutschen Montan Konzerns. Nachdem das Reich bei der vor einiger Zeit erfolgten Reorganisation des Stahlvereins seinen früheren beherrschenden Einfluß bei diesem Mammutunternehmen aufgegeben hatte, hat es jetzt sogar auf jeden Einfluß verzichtet. Denn die Vereinigten Stahlwerke A.-G. bzw. die von ihr beherrschte Holdinggesellschaft Stahlverein G. m. b. H. für Bergbau- und Industrie-Werte Berlin hat fast den gesamten Besitz des Reichs an Aktien der Vereinigten Stahlwerke von mindestens nominell 140 Millionen Mark zurück-erworben. Das Reich hat dabei einen gegenüber seinem Kaufpreis nicht unerträglich hohen Nutzen erzielt, was sich schon daraus ergeben dürfte, daß der Kurs der Stahlverein-Aktien infolge der Rüstungen gegenüber dem damaligen Stand um etwa 50 Prozent gestiegen ist. Die Vereinigten Stahlwerke haben sich verpflichtet, von dem so zurück-erworbenen Aktienpaket nominell 100 Millionen zur Einziehung zu bringen, wodurch ihr zurzeit 500 Millionen betragendes Aktienkapital auf 400 Millionen herabgesetzt werden wird.

Die zur Abdeckung des Kaufpreises, der auf etwa 100 Millionen geschätzt wird, erforderlichen Barmittel haben sich die Vereinigten Stahlwerke durch den Verkauf von Aktienkapital, sowie eines Restbetrages an Obligationen der Essener Steinkohlenbergwerke A.-G. beschafft. Als Käufer dafür tritt ein Konsortium unter Führung der Deutschen Bank und Diskontogesellschaft auf, dem die Dresdener Bank und die Berliner Handelsgesellschaft angehören. So viel sich erkennen läßt, ist der Sinn der Transaktion ein doppelter. Einerseits werden hierdurch die Vereinigten Stahlwerke wieder repräsentiert. Auf der anderen Seite hat das Reich dabei schätzungsweise 100 Millionen Mark neue Mittel erhalten. Unter diesem Gesichtspunkt kann die Transaktion als eine mittelbare Reichsanleihe angesehen werden, denn da die Begebung einer Reichsanleihe von etwa 100 Millionen unter den heutigen Umständen nicht möglich wäre, können die Aktien und Obligationen eines so gut arbeitenden Privatunternehmens wie der Essener Steinkohlenbergwerke A.-G. sogar mit Nutzen verkauft werden.

Die Rüstungsgewinne haben also für die deutschen Montan-gewaltigen - in erster Reihe ist Herr Thyssen als der heutige Beherrscher des Stahlvereins hier zu nennen - den Nutzen gehabt, daß sie dadurch in Stand gesetzt wurden, die Anleihe zu Staatskapitalistischer Erfassung der Schwerindustrie, also zu einer sozialistischen Wortsprache, unter Ausnutzung der durch eben diese Rüstungen hervorgerufenen Finanzschwierigkeiten des Reiches, abzulösen. Herr Thyssen ist also „Sozialist“. Wie sich allerdings dieser „deutsche Sozialismus“ mit der „antikapitalistischen Sehnsucht von 90 Prozent des deutschen Volkes“ vereinbart, von der Straßer einmal sprach, ist ein Rätsel, das wohl niemand lösen kann. Denn eine Stärkung der Stellung der Kohlen- und Eisenkapitalisten hat wohl niemand, der an den „deutschen Sozialismus“ glaubte, darunter verstanden.

„Rufen, Schmeien, Rumpfen“

Der neudeutsche Idealmann

Im Verlag Diederichs, Jena, ist ein dickleibiges Buch von Martin Rind erschienen mit dem Titel „Woban und germanischer Schicksalsglaube“. Im Literaturblatt der „Berliner Morgenzeitung“ gibt ein Dr. Hans Kern folgende Charakterisierung dieses Werkes:

„Rind beweist unüberleglich, daß und warum von der uralten Götterdreiheit Woban - Thor - Ziu bei den Germanen gerade Woban zum schlechtesten zentralen Gott geworden ist. Es war die sprengende Ekstase als das Grundlebende heidnischen Germanentums („furor teutonius“), das dem Gott Woban seine Entfesselung und überragende Bedeutung gegeben hat... Die Ueberlieferung des germanischen Perseusmythos, die allverbreitete gewesene Erlebnisform der „Entzückung“, d. h. der schweifenden Seelenausfahrt... das Wewolfsstreben, der Verwandlungsglaube und lukische Masleniaumei, die effektive Siege- und Kampfwollust, der sturmverwandte Wandertrieb und viele ähnliche Erscheinungen sind wesentlich „wobanische“ Phänomene. Woban ist Walter in Sturm und Unruhe (als dem elementaren Urbild entseffelten Hakens, Schweißens und Kampfbens), Herr des Feeres, der Krieger...“

Das wird sogar einer völlig-antifemistischen Zeitschrift wie der „Deutschen Kampferin“ zu dumm. Sie wehrt sich gegen diesen Wust und schreibt:

„Wenn wir diese durchaus richtige Wiedergabe der Rindschen Anschauungen vom Wesen des „germanischen“ Reiches nun überblicken, so scheint es uns eher das Bild einer halbasiatischen Hunnen- und Mongolenhorde mit allen dämonischen Mächten des Ostens und allem Fanatismus und Fatalismus und allem Todesmut des islamischen Kriegers zu sein, vermischt mit dem abergläubischen Zauberveben niedrigerer Kassen, als das Bild des Trägers der germanischen Weltanschauung! Es würde uns übrigens nicht wundern, wenn auf diese Charakterisierung des „wobanischen“ germanischen Perseusmythos bei Rind hin, der angeblich das „Grundlebende“ des germanischen Menschen ist und in Woban nur seine Ausprägung fand, sich die Rüstungen unserer Rachebarner erheblich vergrößern mit der Begründung: da ist ja das wilde, fessellose, rasende Tier, vor dem wir euch immer gemahnt haben! Hier bezeugen Deutsche selbst, daß dies ihre „Wesenstiefe“ ist, und daß ihr germanisches Menschentum in solchen effektiven Rufen und Schweißens wurzelt. Und offenbar ist dies Bild nun zum Vorbild des neudeutschen Menschen erklärt worden.“

Ein Vorbild, das es in sich hat...

In Schutzhaft genommen

Der Urmacher Preuss aus Rauschwerder Kreis Reichenburg wurde wegen heimtückischen Angriffs auf Partei und Staat in Schutzhaft genommen.

Lehren der Kriegswirtschaft

Erdöl, künstlicher Kautschuk, Kraftwagen „Trabog“, „Duna“

Der verstorbene englische Staatsmann Lord Curzon hat einige Tage nach dem Waffenstillstand den Ausspruch getan: „Die Miltären sind zum Sieg auf den Wellen des Erdöls getragen worden.“ Der deutsche Generalstab von heute hat sich diese Wahrheit sehr eindringlich eingeprägt. Eine der Hauptfragen in einem etwaigen Krieg ist die Versorgung mit Öl, denn ohne diese Versorgung - das ist eine der wichtigsten praktischen Lehren des abessinischen Krieges - ist die moderne Kriegswirtschaft, die ja ohne Kraftwagen und Flugzeuge undenkbar ist, unmöglich. Die Bemühungen der deutschen Versorgungswirtschaft gehen zunächst in der Richtung der

Ausbeutung aller natürlichen Erdölquellen,

über die Deutschland verfügt. Es scheint im allgemeinen unbekannt zu sein, daß man in allerletzter Zeit in dieser Hinsicht bedeutende Erfolge erzielt hat. Die Ausbeutung der Delvorkäte in Hannover datiert bereits seit langer Zeit, aber vor dem Kriege hat man dort etwa bloß 60 000 Tonnen jährlich produziert. Während des Krieges hat man die hannoverschen Vorkommen überhaupt nicht ausgebeutet, da man Öl aus Rumänien und Galizien bezogen hat. Aber nach dem Kriege hat man den Betrieb wieder aufgenommen und gewann bereits 1929 in Hannover 100 000 Tonnen, im Jahre 1934 321 000 Tonnen, 1935 rund 450 000 Tonnen. Aber es ist anzunehmen, daß es außer Hannover, noch andere Delvorkommen in Deutschland gibt und daß sie bereits im Betriebe sind, nur daß die Öffentlichkeit darüber nichts Genaueres weiß. Anfang 1935 ist durch eine Verordnung ein Monopol für Erdöl in ganz Deutschland erklärt worden.

Die Erzeugung des Erdöls auf künstlichem Wege hat gleichfalls in allerletzter Zeit außerordentliche Erfolge erzielt,

ganz neue Wege sind auf diesem Gebiete beschritten worden.

Einerseits fährt man in der Vervollkommnung der bekannten Methode der Gewinnung von Erdöl nach dem Verfahren von Bergius fort. Die Produktion der berühmten Ceunamwerke (F. G. Farben) hat 1935 fast 200 000 Tonnen betragen. Man hat außerdem eine besondere Gesellschaft, die Braunkohlen-Benzin A. G., Prabag, gegründet, in der alle mit künstlicher Erzeugung des Erdöls aus Braunkohle sich beschäftigenden Konzerne, F. G. Farben an der Spitze, zwangsläufig zusammengeschlossen sind. Drei große Fabriken, die sich nur mit dieser Produktion befassen sollen, werden von der Prabag gebaut, die Errichtung einer jeden kostet 50 Millionen RM. Diese Fabriken sollen in 18 Monaten fertig sein und zusammen etwa 500 000 Tonnen Erdöl jährlich produzieren. Das alte Verfahren Bergius soll auf diesen Werken nicht mehr zur Anwendung kommen, man hat angefangen ein neues Verfahren erfunden, wonach nicht bloß, wie früher, Erdöl, sondern auch gleich der bei den in Deutschland so beliebten Dieselmotoren verwendete Rohstoff gewonnen wird. Andererseits ist man aber heute in Deutschland bereits dazu übergegangen, Erdöl auch aus Steinkohle zu gewinnen. Wie es heißt, ist man aus dem Stadium der Versuche längst heraus und ist zur praktischen Organisation der Produktion gleich im großen Maßstab geschritten. Damit wird die Steinkohle in kürzester Zeit eine mindestens ebenso wichtige Rolle bei der künstlichen Erdölherzeugung spielen wie die Braunkohle. Die neuen dabei angewendeten Verfahren heißen „Peragus II“ und „Verfahren nach Dr. Fischer“. Man verpricht sich durch Bearbeitung von 3/4 Millionen Steinkohle den ganzen jährlichen Bedarf Deutschlands an Erdöl zu decken. Drei neue Fabriken sollen für diesen Zweck in allergrößter Zeit im Ruhrgebiet errichtet werden. Es scheint also, daß Deutschland sich tatsächlich ansieht, sich von jeder auswärtigen Abhängigkeit auf dem Gebiete der Erdölversorgung vollständig zu befreien.

„Duna“ - so wird heute in Deutschland synthetischer Kautschuk genannt, dessen Erfindung allerdings noch auf die Kriegszeit zurückgeht,

der aber erst jetzt eine praktische Bedeutung erlangt hat. Nach den neuesten Versuchen, die bezeichnenderweise von der Reichsmehr durch geführt wurden, ist dieser Kautschukfaserbesser als der natürliche Gummi. Selbstverständlich ist er auch entsprechend teurer, aber wer fragt in dem heutigen Deutschland danach? Daß der Autobetrieb auf den neuen, aus „Duna“ gefertigten Pneu für den Mittelstand, schon gar nicht zu sprechen vom Volk, völlig unerschwinglich wird, versteht sich von selbst. Gleichzeitig mit der Einführung der „Duna“ werden die Röhre auf den natürlichen Kautschuk und auf alle Erzeugnisse daraus außerordentlich erhöht. Von einem Volkswagen, von dem Reichsminister Hitler unlängst sprach, als er auf der Eröffnung der Berliner Autoausstellung eine Verbilligung des Kraftwagens um das Vierfache forderte, kann also kaum die Rede sein. Auf der Autoausstellung lenkten übrigens die neuen Kleinstenautobusse die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, die offensichtlich militärischen Zwecken zu dienen haben. Auch die großen und kleinen Kleinstenautobusse, neueste Modelle, die jedes Terrain bewältigen können, sind offenbar für Deutschland in Friedenszeiten wohl von geringem Wert.

Die Polizei soll helfen

„Die Träger und Säuglinge“

Der Befehlshaber der Polizei, Generalleutnant und SS-Obergruppenführer Daluge, hat an die deutsche Polizeibeamtenschaft einen Wahlauftrag gerichtet, in dem es u. a. heißt:

„Wir wollen uns für die kommenden Tage vor dem großen Appell am 29. März verpflichten, die bekannten 8 bis 10 v. H. der Säuglinge und Träger an die Waffenne zu holen, um für den Führer ihr Bestes abzugeben. Wir wollen arbeiten zum 29. März jeder an seiner Stelle, jeder ein Propagandist unseres Führers, jeder bemüht, dafür zu sorgen, daß auch der letzte Volksgenosse des Führers Stimme hört und die Klarheit seines Willens erkennt!“

Arbeitseinstellung und Treuepflicht

Schabenerlag des „Gefolgsmannes“

In einer Entscheidung des Landesarbeitsgerichts Altona wird die Treuepflicht des Gefolgsmittgliebes herausgestellt. Es wird festgestellt, daß ein „Gefolgsmittglied“, das bewußt, ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist vor einem Tag zum anderen ausweicht, sich eines schwereren Verstoßes gegen die Treuepflicht schuldig macht und daß daraus eine Haftung gegenüber dem Betriebsführer entspringt, die aus soichem vorzeitigem Ausweichen entstehen könnte. Der Schadensersatzanspruch könne die Höhe eines ordentlichen Wochenlohnes erreichen, ohne daß der Betriebsführer genötigt sei, einen genaueren Nachweis über die Entschädigung des Schadens im einzelnen zu erbringen.

Die Dame aus dem „Carlton“

ROMAN VON E. D. BIGGERS • COPYRIGHT BY „VIERZEHN FEDERN“, BERLIN

11. Fortsetzung

Doch am Dienstag vormittag traf ein Brief ein, und gleich die ersten Worte brachten erfreuliche Nachrichten. Die ersten Worte — gewiß, aber der Schluß! Dies war der Brief:

„Geliebte, sorgenvolle Dame meines Herzens!

Oder ist es eine zu große Kühnheit von mir, anzunehmen, daß Sie quälte im Bewußtsein, daß man mich als des Mordes an einem Hauptmann der indischen Armee verdächtig verhaftet hat, daß alle Beweise gegen mich zungen und Hoffnung nur mit leiser Stimme sprach?

Nun, Dame meines Herzens, sorgen Sie sich nicht länger. Von allen erstaunlichen Taten, die ich seit letztem Donnerstag durchlebt, war der heutige Tag der erstaunlichste. Jetzt sehe ich wieder bei Dämmerung in meinem Arbeitszimmer, ein freier Mann, und schreibe Ihnen diesen Brief, so ruhig und gefaßt, wie es mir nach dem erschreckenden Abenteuer, das ich soeben durchgemacht habe, möglich ist.

Nicht länger laßt auf mich Verdacht; nicht länger umschleichen mich Kriminalbeamte; Scotlands Yard hat an mich jedes Interesse verloren. Denn endlich, endlich hat man den wahren Mörder Hauptmann Frazer-Freers gepackt!

Die Nacht von Sonntag auf Montag verbrachte ich unruhig in einer Zelle in Scotland Yard. Ich konnte nicht schlafen. Ich hatte so viel zu denken an — an Sie, zum Beispiel, und dazwischen auch, wie ich mich wohl aus den Schlingen des Netzes zu lösen vermöchte, das mich so fest umspannt hielt. Spät am Abend besuchte mich Freund Watson von der Volksgast; er war sehr herzlich, aber seiner Stimme fehlte doch ein gewisses Etwas, und nachdem er wieder fort war, kam mir die erschreckende Gewissheit — ja, trotz allem glaubte er an meine Schuld.

Die Nacht verstrich, und ein großer Teil des heutigen Tages verstrich — wie die Dichter sagen: „mit schleppe dem Gang“. Ich gedachte Douhous, von der Sonne vergolbt; ich dachte an das Carlton — verwirrt gibt es dort jetzt keine Erdbeeren mehr, und mein Kellner — jener framme Freude — ist wahrscheinlich bereits daheim in Deutschland und marschiert mit seinem Regiment. Ich dachte an Sie. Um drei Uhr heute nachmittags holte man mich und führte mich wieder in Inspektor Frans Büro. Als ich eintrat, war jedoch kein Inspektor zu sehen — nur Oberst Hughes, tadellos und selbstbeherrschend, wie gewöhnlich, blickte durch das Fenster in den freudlosen Steinhof. Bei meinem Eintritt wandte er sich um. Ich muß wohl einen äußerst niedergelassenen Eindruck erweckt haben, denn ein Ausdruck des Bedauerns zeigte über sein Gesicht.

„Mein lieber Freund“, rief er, „meine aufrichtigste Entschuldigung! Ich hatte die feste Absicht, Sie schon gestern Abend zu empfangen; aber glauben Sie mir, ich hatte alle Hände voll zu tun.“

Ich gab keine Antwort. Was hätte ich auch sagen sollen? Die Tatsache, daß er sehr beschäftigt gewesen war, dankte mich eine außerordentlich löbliche Entschuldigung. Aber die Schlußfolgerung aus seinen Worten, daß ich endlich den Schlingen des Netzes entronnen sei, ließ mein Herz höher schlagen.

„Ich fürchte, Sie werden es mir nie vergeßen können, daß ich Sie gestern einisch über Bord warf“, fuhr er fort. „Ich kann Ihnen lediglich die Versicherung geben, es war — wie Sie bald einsehen werden — unbedingt erforderlich.“ Ich konnte etwas antworten. Seine Stimme und sein Wesen verrieten mir die Aufrichtigkeit.

„Wir warten auf Inspektor Bray“, jetzt der Oberst hinzu. „Ich nehme an, es interessiert Sie, das Ende dieser Affäre mitzuerleben?“

„Das Ende?“ fragte ich. „Ja, natürlich. Unmittelbar nach unserem gestrigen Gespräch wurde der Inspektor abgerufen. Sowie ich hörte, habe er auf dem Kontinent zu tun. Zum Glück gelang es mir jedoch, ihn noch in Dover zu erreichen, und er ist wieder nach London zurückgekehrt. Ich brachte ihn nämlich bringend, da ich den Mörder von Hauptmann Frazer-Freer aufgespürt habe.“

Es durchdrang mich, denn von meinem Standpunkte aus war das natürlich ein Ziel, ans innigste zu wünschen. Der Oberst sprach kein Wort weiter. Noch ein paar Minuten übte sich die Tür, und Bray trat ein. Man sah es seinen Kleidern an, daß er in ihnen geschlafen hatte; seine kleinen Augen waren blumenblau, aber in diesem Augenblicke ein Feuer, das ich nie vergeßen werde. Hughes verbeugte sich.

„Guten Tag, Inspektor. Es hat mir aufrichtig leid, daß ich gezwungen war, Ihre Reise zu unterbrechen. Aber ich hoffe, daß Sie den Bombardier hat an mich verloren haben.“ Er trat hinter an den Schreibtisch heran. „Ich habe nämlich unsere Bitte gewonnen. Ich habe endlich den Mann entdeckt, der Hauptmann Frazer-Freer tötete.“

„Nichtwichtigere entgegengehohe Frau keine Güte. Er ließ sich an seinen Schreibtisch und blätterte mühsam die darauf angeschriebenen Briefchen durch. Endlich blühte er auf und sagte in müdem Tone:

„Sie sind ein geschickter Detektiv, Oberst Hughes.“ „Oh, das möchte ich nicht behaupten“, erwiderte Hughes. „Das Glück begünstigte mich — von einem Augenblicke an.“

„Ich bin wirklich sehr glücklich, daß ich bei dieser Sache von Nutzen sein konnte; denn wenn ich an der Untersuchung nicht teilgenommen hätte, würde ein Unbekannter immer zu finden sein.“

„Nun, große, plumbe Hände sprachen noch immer mühsam mit dem Detektiv auf dem Schreibtisch. Hughes sah zu.“

„Als gewisser Detektiv wird es Sie sicherlich interessieren, die Reihe der Haupttatsachen zusammenzufassen, die es mir ermöglichten, den Bombardier hat zu gewinnen. Natürlich haben Sie bereits gehört, daß der Mann, auf den ich meine Hand gelegt habe, von der Herd heißt er — vor zehn Jahren der wichtigste Geheimagent im Dienste der Wiener Regierung, aber seit einigen Jahren auf geheimnisvolle Weise seiner Geheimtätigkeit entnommen. Er hat mich viel zu helfen gesucht — auf dem Kriegsmarktplatz.“

Der Oberst ließ sich in einen Stuhl fallen und blühte. „Nun, Herr an. Sie können natürlich von der Herd?“ befragte er höflich.

„Natürlich“, erwiderte Bray mit der gleichen mühsamen, abgemessenen Stimme.

„Er ist der Führer der Espionage in England“, fuhr Hughes fort. „Ich bin ziemlich hoch darauf, ihn einzufangen zu haben — doch ich will mich nicht beirren. Würde es mir nicht gelingen, so würde es der arme Frazer-Freer gehen haben — nur hätte leider von der Herd das Glück, dem Hauptmann zu begegnen.“

„Bray blühte auf.“

„Sie wollten mit dem Mörder?“ begann er

„Bin schon dabei“, versetzte Hughes. „Hauptmann Frazer-Freer war in Indien in ziemlich Angelegenheiten geraten und nicht befördert worden. Man hielt ihn für unzufrieden und des Militärdienstes müde, und die Baronin Sophie de Graf erhielt den Auftrag, ihn mit ihren Reizen zu bestrafen, seine Loyalität zu befestigen und ihn zur Espionage zu verleiten. Man glaubte an ihren Erfolg — der Ballplatz glaubte daran — wir auf dem Kriegsmarktplatz glaubten daran, solange er sich in Indien aufhielt.“

Als aber der Hauptmann und jenes Frauenzimmer nach London kamen, merkten wir, daß wir ihm schweres Unrecht angetan. Bei erster sich bietender Gelegenheit ließ er uns wissen, daß er alles daran setze, sich zu rehabilitieren und eine gefährliche Bande von Spionen zu stellen, die ihn für einen der ihren hielte. Er teilte uns mit, daß er den Auftrag habe, in London mit von der Herd zusammenzukommen, dem Anführer der ganzen Schar, und daß wir Räuber von ihm hören würden, sobald er diesen Mann aufgespürt hätte. In den folgenden Wochen ließ ich die Baronin ständig scharf überwachen, auch den Hauptmann ließ ich nicht aus dem Auge; denn mit Bedauern muß ich eingestehen, daß ich ihm noch immer nicht ganz traute.“

Der Oberst stand auf, ging zu dem Fenster, kam dann wieder zurück und fuhr fort:

Hauptmann Frazer-Freer und von der Herd tanzten einander nicht. Die Post kam als Verständigungsmittel nicht in Frage; aber Frazer-Freer mußte, daß ihn trotzdem auf einem bestimmten Wege Nachrichten von dem Führer erreichen würden. Man hatte ihm den Brief gegeben, die persönlichen Eingelände in der „Daily Mail“ regelmäßig zu verfolgen. Das ist die Erklärung für die vier seltsamen Mitteilungen. Aus jener Spalte erfuhr der Herr aus Rangun, daß er eine weiße Aker im Anoploch, einen Skarabäus als Schlüssel und einen Bombardier hat tragen und von der Herd vergangenen Donnerstag, Abends zehn Uhr, im De Die Gambrianus Restaurant in Regent Street treffen sollte. Wir wissen ja auch, daß er alle Vorbereitungen traf, um diesen Anweisungen zu entsprechen. Er traf aber auch noch andere Vorbereitungen. Da es für ihn ausgeschlossen war, nach Scotland Yard zu gehen, ermöglichte er es in sehr geschickter Weise, im Hotel Cecil mit einem Polizeikommissar zusammenzukommen. Die Herren verabredeten, daß von der Herd Donnerstag Abend im gleichen

Das Geheimnis des Toten von Sintra

MTP. Piffeson, im März.

Sintra: unter den schönen Sandstränden, die das portugiesische Ufer des Atlantischen Ozeans säumen, ist diese vielleicht die schönste. Oberhalb des westlichen Punktes Europas, des Kap Roca, breitet sich ein grüner Höhenzug aus, dessen Gipfel die portugiesischen Ruppeln der Könige aus dem Hause Braganza tragen; in den Tälern verstreuen sich die Erbhäuser, beliebt als Ausflugsort und Sommerfrische, in denen man der herrlichen Hitze eines langen Sibaboner Sommers entflieht; durch ausgezeichnete Autostrassen der Hauptstadt verbunden, sind sie selbst in den Wintermonaten niemals völlig verlassen — es sei denn in so regenreichen wie diesen, in denen der Sturm vom Meere her immer neue Schauer über ein Land jagt, das diesmal von allen europäischen Ländern am häufigsten von Überschwemmungen heimgesucht ist.

An einer dieser Autostrassen wurde am 22. Februar — also vor nun Monatsfrist — die völlig in Verwesung übergegangene Leiche eines Mannes gefunden, den zu identifizieren fast unmöglich schien. Von Anfang an stand fest, daß er — obgleich der Sandstrasse, unter höchstem Schutz, im schattigen Alter halb vergraben, doch nicht verrotten — seit Wochen gelegen haben mußte. Am merkwürdigsten aber erwiderte den die Autopsie vornehmenden Ärzten, daß am zerstückelten gerade jene Körperteile waren, die einerseits im allgemeinen am schwersten verrotten, andererseits sonst am längsten die Identifizierung erlauben: Knöchel und Hände. Vor allem waren gerade die Fingerringe am härtesten mitgenommen, so daß eine bakteriologische Untersuchung ausgeschlossen war. Schon hieraus mußte auf einen Mord geschlossen werden; in Portugal wird jeder Fremde bei Ausstellung seiner Identitätskarte desinfiziert, der aber die vermeintlichen Mörder hatten alle diese Möglichkeiten, den Toten zu identifizieren, vorläufig beiseite. Bei der Leiche fand sich kein Dokument, kein Schmuckstück — und erst die minutiöse Untersuchung der zerstückelten Bestandteile der Kleidungsstücke und Schuhe erlaubte eine Vermutung: hierin, daß es sich um einen seit dem 30. Dezember 1935 vermissten Mann handelte.

An diesem Tage nämlich war der Bankhalter der Sibaboner Handelsbank, Luiz Urena Uceda, nach dem Mittagessen, daß er um ein Uhr in seiner Wohnung einzukommen, nicht mehr an seinem Arbeitsplatz erschienen. Man hatte ihn zwar den Weg dahin gehen sehen; er war aber nicht eingetroffen, meldete sich auch zum Einkäufer und Neujahrstage nicht, und am 1. Januar wurde die Abgangskarte ausgestellt. Über alle Nachforschungen blieben vergebens; er war und blieb völlig und auf rätselhafter Weise verschwunden; bis eben, nach achtstündiger, mühsamer Untersuchung bei der in Sintra am 22. Februar aufgefundenen Leiche, Anfangs März, die Polizeikommissare der Identität zwischen dieser und dem vermissten Bankbeamten feststellten wurde.

Schlimm bildet das Geheimnis des Toten von Sintra das Tagebuch, das ganz Portugal. In der Nacht die Hypothese eines Raubmordes auf. Am Morgen des 30. Dezember wird nicht nur, um vollständig Silber- und Neujahrsgeld zu machen zu können, das Geschäft ausgesetzt, sondern auch die Polizeikommissare. Luiz Urena Uceda hatte als gewöhnlich einen erheblichen Betrag bei sich. Sollte dieser Betrug, der darum sagte, ihn unter einem Vorwand in ein Haus gelockt, dort betäubt, als er sich zur Ruhe setze, erklagen, die Leiche vertragen und später verrotten? So weit ist ein solcher Verfall in der Mittagsstunde Urenas hätte abspielen müssen, bevor er zu unerschütterlich ist.

Luiz Urena Uceda war in keinem Arcien als ein erlauchteter Finanzjongleur bekannt. Sollte ihn die Liebe einer Verheirateten geschwiegen, eines betrogenen Gatten, vielleicht sollte ihn das Verlangen einer portugiesischen Espionin in einen Verfall treiben? Es fand sich kein Hinweis auf einen solchen Vorgang. — Nachdem die portugiesische Polizei portugiesischen Sibaboner Damen der besseren und weniger guten Gesellschaft einige Stunden von geringer Aufmerksamkeit herrschte und einige Operationen durchgeführt hatte.

Die alle möglichen Verbrechen, wurde auch dieses, je mehr die Zeit verstrich, nur immer geheimnisvoller. Versteht sich, daß ein solches Verbrechen, das Verfall gegen unerschütterlich wurden — alle eine Identität. Nicht einmal die Polizeikommissare, die sich einander selbst schickten. Niemand,

Augenblick verhaftet werden sollte, da er sich dem Hauptmann zu erkennen gebe.“

Hughes machte eine kurze Pause. Bray spielte noch immer mit seinen Briefchen, während der Oberst ihn ernst musterte.

„Der arme Frazer-Freer!“ fuhr Hughes fort. „Zu seinem Unglück erfuhr nämlich von der Herd fast ebenso rasch wie der Polizeikommissar von dem Plane, ihn abzulangen.“

Nur eine Möglichkeit blieb der Herd jetzt offen; er machte des Hauptmanns Wohnung ausfindig, suchte ihn am gleichen Abend um sieben Uhr dort auf und tötete einen treuen und tapferen britischen Offizier.“

In dem Zimmer herrschte gespanntes Schweigen. Ich sah auf der Kante meines Stuhles; voller Erwartung, wohin dieses ganze Labyrinth von Verwicklungen wohl noch führen würde.

„Ich hatte wirklich kaum einen Anhaltspunkt“, fuhr Hughes fort, „aber ich hatte doch einen Vorteil: der Espion war überzeugt, die Polizei und nur die Polizei suche nach dem Mörder. Es bereitete keine Schwierigkeiten, mich an seine Fährte zu setzen, da er gar nicht vermutete, daß ich ihm auf der Spur sei. Wochenlang hatten meine Beamten die Baronin beobachtet. Sie mußten das auch weiter tun. Ich sagte mir nämlich, früher oder später würde von der Herd doch mit ihr in Verbindung treten. Ich hatte mit dieser Vermutung recht. Und als ich endlich mit eigenen Augen den Mann sah, der ohne alle Frage von der Herd sein mußte, war ich erkannt, ja, lieber Herr Inspektor, ich war einfach überwältigt.“

„So?“ entgegnete Bray.

„Nun machte ich mich ernsthaft an die Arbeit, um seine Spuren bis zu jenem Abend in Adelphi Terrace zurückzuführen. Aus irgendeinem Grunde waren sämtliche Fingerabdrücke in des Hauptmanns Arbeitszimmer verwischt. Aber ich fand dranhin, welche in dem Stube auf jenem letzten bewachten Gittertor, das in dem Garten führt. Ohne sein Wissen beschaffte ich mir den Abdruck des rechten Daumens des von mir beargwöhnten Mannes. Ein Vergleich war schlagend. Jetzt begab ich mich in die Fleet Street und hatte das Glück, die an die „Daily Mail“ gekanteten, in Schreibmaschinenverleiher verpackten Einblendungen mit jenen vier Mitteilungen zu erhalten. Ich stellte fest, daß der Buchstabe a nicht ganz in der Reihe stand. Es gelang mir auch, mir einen Brief zu verschaffen, der auf einer meinem Manne gehörigen Schreibmaschine geschrieben war. Das a war verschoben. Um diese Zeit kehrte Archibald Entwright, ein Knecht und Verschwenker, von dem uns genau bekannt war, daß er im Dienste fremder Mächte stände, nach England zurück. Mein Mann und er trafen sich — in De Die Gambrianus in Regent Street. Und zu guter Letzt entdeckte ich dann noch bei einem Besuch in der Wohnung dieses Mannes, der, wie ich jetzt zuverlässig weiß, mit von der Herd identisch war, unter der Matratze seines Bettes diesen Dolch.“

(Fortsetzung folgt.)

der dem Toten ernstlich übel gewollt hätte, wurde gefunden. Das das Verbrechen von langer Hand vorbereitet, mit größter Sorgfalt berechnete und ausgeführt worden war, stand fest; und gerade daraus konnte geschlossen werden, daß es sich um einen Einzelfall und nicht um Verurteilung handeln mußte. Immer dringender forderten Presse und Öffentlichkeit Aufklärung.

Noch immer hat die portugiesische Polizei eine solche nicht geben können — aber nun befindet sie sich auf einer neuen und völlig unvermuteten Fährte.

Sange nach Beginn der Ermittlungen stellte sie fest, daß Luiz Urena Uceda einen Teil seiner Privatkorrespondenz über die Adresse der Handelsbank, in der er angestellt, empfangen — und daß diese Korrespondenz nach seinem Verschwinden von seiner eigenen Schwester behoben worden war. Ebenso erfuhr sie, daß Luiz Urena Uceda am Morgen seines Verschwindens, dem des 30. Dezember, noch einen Besuch in seiner Wohnung empfangen hatte — den seines eigenen Bruders.

Dieser Bruder war lange Zeit aus Portugal fort, flüchtig nach der Begehung zahlreicher Eigentumsdelikte, und deswegen sowie wegen Geldstreitigkeiten unter den Geheimniskräfter hatten sich beständige Zwistigkeiten nach seiner heimlichen Rückkehr ergeben. Zudem wurde bekannt, daß die Schwester von Luiz Urena Uceda einem gewissen Kreise von Frauen angehörte, und man begann, in diesem Kreise den Schlüssel des geheimnisvollen Verbrechens zu mutmaßen.

Auf dieser Fährte gelangte die untersuchende Polizei zu der Vermutung, daß die am 22. Februar aufgefundenen Leiche gar nicht die des Verschwindenen sei — sondern die des Bruders, der von den Geheimniskräftern vermutlich selbst am Morgen des 30. Dezember getötet worden sein mußte, weil er die Schwester unter der Drohung der Freigabe ihres Lebens- und Liebesgeheimnisses zu erpressen versucht hatte, und daß dagegen der gesuchte Luiz Urena Uceda am Leben sei und sich häufig verberge. Jedenfalls ist aber nun weder von dem einen noch dem anderen der Brüder eine Spur zu entdecken, und, abgesehen von der Ungewissheit, ob die in Sintra am 22. Februar gefundene Leiche mit diesem Bruder identisch sei, hält die viel größere Frage nach wie vor die Öffentlichkeit in Atem, ob es der portugiesischen Kriminalpolizei überhaupt jemals gelingen wird, das Geheimnis des mysteriösen Verbrechens zu enträtseln — denn Kriminalfälle dieses Ausmaßes ereignen sich in Portugal höchst selten. B. C.

Der eigenfönnige Mr. Real

Die Korbrenne wegen eines Sitzplatzes

Vor dem Pariser Gericht fand die Verhandlung gegen einen gewissen Mr. Real statt. Mr. Real ist ein sehr vornehmer und durchaus würdiger Engländer, und wäre er nicht so eigenfönnig, so wäre er nie vor ein französisches Gericht gekommen.

Er einem schönen Sonntag besuchte Mr. Real mit zwei Damen den Wald von Compiègne. Auf der Rückfahrt befleg er den bereits überfüllten Zug und konnte weder für sich noch für die Damen einen Sitzplatz finden. Es begann eine lebhafte Auseinandersetzung mit dem Schaffner, da Mr. Real sich auf dem Standpunkt stellte, daß im Preis der Fahrkarte ein Sitzplatz mit inbegriffen sei. Er war keinen begünstigenden Worten zugänglich. Während der Streit noch im vollen Gange war, fuhr der Zug ab. Mr. Real verlangte nun, daß man den Zug sofort wieder anhalte, da er die Witte nicht im Stehen machen und daher aussteigen wolle. Selbstverständlich weigerte sich der Schaffner, worauf Mr. Real kurz entschlossen die Korbrenne zog. 30 Meter vom Bahnhof blieb der Zug wieder stehen, und Mr. Real und die beiden Damen gingen aus. Ein, aber immerhin in Begleitung von Beamten, die sie abführten.

Die Elternhaftigkeit flugte wegen mißbräuchlicher Beanspruchung der Korbrenne. Vor Gericht beharrte Mr. Real auf seinem Standpunkt, und es blieb nichts weiter übrig, als ihn in aller Form zu verurteilen. Die Elternhaftigkeit, die solchem Eigenfönnigkeit bei anderen Passagieren vorbenken sollte, hat jetzt durchgeföhrt, daß das Urteil mit voller Beachtung auf Kosten des Mr. Real auf allen Bahnhöfen angeschlagen wird.

Aus aller Welt

Der Raub der goldenen Messgeräte

Das Schicksal der Schatzkiste — Ein Fluch und seine Wirkung

In den Kreisen der Abenteuerer und Schatzsucher gilt es als feststehende Tatsache, daß der berühmte Schatz von Cocos Island, nach dem gerade in letzter Zeit so viele Expeditionen vergeblich suchten, mit einem Fluch belegt ist — und Kapitän „Bud“ Bellamy aus Vancouver, ein handfester, furchtloser Seebär, der eben wieder von einer fruchtlosen Reise nach dem winzigen Eiland inmitten des Stillen Ozeans zurückgekehrt ist, glaubt fest und fest daran.

Bellamy ist es tatsächlich gelungen, vor etwa einem Jahr einen kleinen Teil des Schatzes von Cocos Island aufzufinden, aber er hat, wie er erklärt, die Ueberzeugung mit fortgenommen,

daß ein erbarmungsloser gefährlicher Fluch an den von Piraten auf der Insel begrabenen Millionenwerten an Gold, Silber und Juwelen liegt

und unter den heutigetierigen Schatzsuchern Blutvergießen, Krankheit und Elend aller Art anrichtet. Der Kapitän berichtet, daß auf dieser seiner zweiten Reise nach Cocos Island, auf der er die Insel gar nicht erreichte, der „Dämon von Cocos“ in schon traditionell gewordener Weise alles tat, um ihm die Erreichung seines Zieles unmöglich zu machen, dafür aber ihm den Weg in erstaunlichem Maße ebnete, sobald er seine Wut aufgegeben hatte und das südamerikanische Festland ansteuerte. Trotzdem hat den alten Seemann das Schicksal fest in den Klauen, und er ist unbedingt entschlossen, eine dritte Reise nach der merkwürdigen Insel zu unternehmen, sobald er die erforderlichen Gelder zusammengebracht hat.

„Ich bin ein rauher Materialist und glaube sonst an nichts, was ich nicht sehen und fassen kann“, erklärte Bellamy einem Vertreter der United Press, „aber es scheint mir wirklich nach den Ergebnissen meiner letzten Reise, daß so etwas wie ein böser Geist diese Insel beherrscht. Sie ist der unheimlichste Ort, den ich je gesehen habe. Als ich mich letztes Jahr allein auf Cocos Island befand,

hätte ich stets das gränzigste Gefühl, daß mich jemand scharf beobachtet — trotzdem sah auf der ganzen Insel außer mir kein menschliches Wesen besand.

Ich habe alle Berichte über Cocos Island gelesen, die ich in die Hände bekommen konnte, und alle belagten das gleiche. Sie wimmeln von Mord und Blutvergießen, Krankheit und Unglück. Früher nahm ich die Geschichten von dem Fluch nie ernst; jetzt aber glaube ich bestimmt, daß etwas daran sein muß. Aber dennoch zwingt mich etwas, nach Cocos zurückzugehen, und ich kann mich dagegen nicht wehren. Entweder hebe ich den Schatz oder gehe bei dem Versuch zugrunde.“

Der Fluch von Cocos soll, wie erzählt wird, jeden treffen, der den Schatz berührt oder auch nur sucht, und ist angeblich von dem Bischof von Lima ausgesprochen worden, nachdem der Schatz gestohlen worden war. Als nämlich General Bolivar, der Befreier Südamerikas, mit seinen Truppen gegen die verurteilte Hauptstadt marschierte, wurden die kostbaren Messgeräte der Kathedrale von Lima und alles Gold und Silber der Banken zu Schiff nach Panama gesandt, von wo sie nach Spanien gebracht werden sollten. Aber der Kapitän und die Mannschaft dieses Schiffes, der „Mary Dyer“, konnten der Ladung der ungeheuren Reichthümer an Bord nicht widerstehen. Sie wurden zu Piraten, ermordeten die an Bord befindlichen Priester und Beamten und begruben den Schatz auf Cocos Island. Später ereilte sie nach und nach das Piratenschicksal.

und alle sammelten schließlich von der Höhe herunter, bis auf zwei Mann, die entkamen und das Wissen um den Schatz weitergaben.

Vor einem Jahre nun stieß Bellamy, der auf Cocos aus-

gesteht worden war, durch Zufall auf einen Teil des Schatzes. Er fand 199 Gold- und Silbermünzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert; aber die Fundstelle befand sich, wie er erzählt, in Schwemmland, und es brauchte die Erfahrung eines gewiegten Ingenieurs, um weitere Teile des Schatzes zu bergen. Trotzdem arbeitete er Tag und Nacht, bis ihn ein schwerer Malariaanfall niederstreckte. In beunruhigendem Zustand wurde er von einem mexikanischen Fischerkutter, der Cocos Island anlief, um seinen Wasservorrat zu ergänzen, aufgefunden und mitgenommen. Die meisten gefundenen Münzen blieben auf der Insel; als Bellamy auf dem Festlande ankam, hatte er nur einige alte Silberstücke in der Tasche.

Im vergangenen Sommer brachte Bellamy in Vancouver eine Expedition zusammen, die mit dem Schoner „Windward“ nach Cocos fahren sollte. Im letzten Augenblick kam es jedoch zu Streitigkeiten zwischen den Teilnehmern; Bellamy reiste allein ab, und die „Windward“ scheiterte kurz nach ihrer Ausfahrt in einem Sturm auf Katalina Beach. Der Fluch schien gut zu funktionieren. Inzwischen war Bellamy in Südamerika eingetroffen, und es gelang ihm, nach verschiedenen haarsträubenden Abenteuern und großen Schwierigkeiten mit den Behörden, in einem kleinen Segler bis auf 500 Seemeilen an die Insel Cocos heranzukommen. Aber der „Dämon von Cocos“, der ihm bisher nur Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte, machte nun ernst; der Segler geriet in Brand, die Beladung mußte in die Boote flüchten und konnte nur mit Mühe das Festland erreichen.

Um das Mitleid

Themann zum Tode verurteilt — Die Frau erhielt 6 Jahre Zuchthaus

Eine schwere Bluttat fand vor dem Schwurgericht in Frankfurt a. M. Ober ihre Sühne. Der 55jährige Heinrich Finke aus Bindow im Kreise Ost-Sternberg hatte sich zusammen mit seiner Ehefrau Pauline wegen Mordes vor Gericht zu verantworten. Die Eheleute hatten eine kleine Landwirtschaf in Bindow erworben und dabei den Mitleid des früheren Besitzers übernommen. Um sich dieser Belastung zu entledigen, hatten sie ihn, den 63jährigen Theodor Siebert, im vorigen November ermordet. Die Leiche schleppten sie später in den Wald, um die Hinführung zu erschweren. Das Schwurgericht verurteilte Heinrich Finke wegen Mordes zum Tode und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit. Seine Ehefrau wurde wegen Beihilfe zu sechs Jahren Zuchthaus und vier Jahren Ehrverlust verurteilt.

Der englische Riefendampfer „Queen Mary“ aufgelaufen

Wie erst nachträglich bekannt wird, der neue englische Riefendampfer „Queen Mary“ bei seiner ersten Fahrt zur Mündung des Flusses Elbe zweimal aufgelaufen. In beiden Fällen fuhr das Schiff, das einen außerordentlich großen Tiefgang hat, auf dem Flußboden fest. Beim ersten Male mußten 7 Schlepper eingesetzt werden, denen es nach einer halben Stunde gelang, den Dampfer wieder flott zu machen. Die Cunard-White-Star-Gesellschaft teilt mit, daß das Schiff trotz dem zweimaligen Aufschaukeln keinen nennenswerten Schaden erlitten habe und daß es seine Jungfernfahrt nach New York programmäßig antreten werde.

Milbernde Umstände. Vor dem Dubliner Gericht stand ein Einbrecher, den man auf frischer Tat ertappt hatte. Sein Anwalt versuchte nachzuweisen, daß es sich um keinen Einbruch handelte, da der Mann durch ein offenes Fenster im Erdgeschoß eingestiegen war. Die Besitzerin des Hauses wurde befragt, ob das Fenster tatsächlich offenstand. Sie mußte dies zugeben. Als nun der Vorstehende ihr Unvorsichtigkeit vorwarf, gab sie eine durchaus stichhaltige Erklärung an: ihr Gatte pflege nämlich sehr oft angeheitert nach Hause zu kommen, und da er dann die Tür nicht aufbekäme, habe

er sich daran gewöhnt, das Fenster offenzulassen, damit es leichter in sein Bett komme. Diese Erklärung wurde auch für den Fall des Einbrechers geradezu als Aufforderung angesehen, und es wurden ihm milbernde Umstände zugebilligt.

Der Nachtwandler im Schornstein

13 Stunden in hilfloser Lage gefangen

Ein Geschäftsmann, der seine Büroräume in einem Hinterhof im Osten Londons innehat, hörte zu seinem Entsetzen unheimliche Geräusche, Klopfen, Krachen und erstickte Schreie aus einer Mauer dringen, die wenige Meter von der Eingangstür zu seinem Büro entfernt ist. Er legte das Ohr an die Mauer und vernahm jetzt ganz deutlich eine menschliche Stimme, die mit lecher Kraft um Hilfe rief. Der Geschäftsmann beschloß, die geheimnisvolle Ingerlegenheit zu untersuchen und flog deshalb auf das Dach des Hauses, von dem er auf die Mauer gelangen konnte. Er erkannte in der Mauer einen Schornstein, dessen Mündung sich nicht über den Mauerstand erhob. Der Geschäftsmann rief: „Ist dort jemand?“ in den Schornstein hinein. Ein leiser Schrei, der ohne Zweifel von einem Menschen stammte, antwortete ihm. Es war also offensichtlich, daß sich ein Mensch im Kamin befand. Die Feuerkür wurde sofort alarmiert. Und da man zunächst annahm, man habe es mit einem Einbrecher zu tun, sperrte ein größeres Polizeikommando das Grundstück ab.

Mit Hilfe eines Seiles versuchte die Feuerwehr den Abgestürzten nach oben zu ziehen, aber der Mann, der acht Meter unterhalb der Schornsteimündung mit den Händen über dem Kopf festgeklammert war, rührte sich nicht und antwortete auch nicht mehr, er war also bewusstlos geworden. Nunmehr versuchte ein Feuerwehrmann sich zu dem Verunglückten hinabzulassen, aber der Kaminröhre war zu schmal, so daß auch dieses Vorhaben fehlschlug.

Einige Zeit später, als man noch beriet, was zu geschehen habe, kam der Abgestürzte wieder zu Bewußtsein. Es gelang, Stärkungsmittel an einem Seil zu ihm hinabzulassen. Er kuschelte unauffällig und war in Gefahr zu erstickn. Man mußte also rasch handeln, wenn man ihn retten wollte. Daher wurde in aller Eile etwas unterhalb der Stelle, an der sich der Mann im Schornstein befand, ein Loch in die Mauer gestemmt. Zuerst kamen die Beine des Verunglückten zum Vorschein. Er lag mit den Knien auf einer Wiegung im Kaminröhre und hatte sich bei den Versuchen, sich zu befreien, die wenigen Kleider, die er anhatte, völlig zerfetzt. Als man ihn endlich befreien konnte, fiel er in tiefe Bewußtlosigkeit. Er war über und über mit Ruß bedeckt, und sein Gesicht war unkenntlich.

Man brachte ihn unverzüglich ins Krankenhaus, wo die Ärzte feststellten, daß er außer unzähligen Schürfwunden keine schwereren Verletzungen davongetragen hatte. Er war schon am Abend vorher in den Schornstein gefallen und hat sich insgesamt 13 Stunden in dem Kamin aufhalten müssen, ehe er aus seiner entsetzlichen Lage erlöst wurde. Es dürfte sich bei ihm um einen Nachtwandler handeln, der die Kaminöffnung in der Mauer nicht bemerkte, und so in den Schornstein, mit den Füßen zuerst, acht Meter tief hinabfiel.

Sinken des Hochwassers in Nordamerika

Seuchengefahr in den betroffenen Gebieten

Mit dem Sinken des Hochwassers in den Vereinigten Staaten sind die Gefahren in den Ueberschwemmungsgebieten noch nicht beendet. Fast aus allen Ortschaften, die zum Teil tagelang unter Wasser gestanden haben, wird das Auftreten von mancherlei Krankheiten gemeldet. Abgesehen von Infektionskrankheiten, vor allem Scharlach und Ruhr, ist es auch mehrfach zu schweren Vergiftungen durch Genuß verdorbener Konserver gekommen. Konserver waren das einzige Nahrungsmittel. In Lowell (Massachusetts) erkrankten 82 Personen an Fleckfieber. In der Stadt Hartford wurde in Anbetracht der Gefahr von Ausbreitungen der Ausnahmestellung verhängt; niemand darf ohne besondere Erlaubnis nach neun Uhr abends die Straße betreten. Nachdem im größten Teil des Ueberschwemmungsgebietes das Wasser im Zurückgehen ist, läßt sich nach vorläufiger Schätzung die Zahl der Todesopfer mit 211 angeben. Einige Gegenden sind jedoch noch weiterhin bedroht. So wird aus Portsmouth (Connecticut) gemeldet, daß das Wasser noch immer im Steigen sei.

Ein Panzerkreuzer zu verkaufen

Von Wilhelm Welbin

Durch den Hafen von Puerto Barina rollte der dumpfe Donner eines Kanonenschusses.

Von Pedro Miguel de Mendoza, Im- und Export, holte mit der Routine der Gewohnheit die von häßlichem Gebrauch stark abgeriebene Tafel mit der Aufschrift „Begen Revolution geschlossen“ aus einer Lade, hängte sie vor die Tür seines Kontors, schob von innen den Kiegel vor und wandte sich wieder feilernd seinem Tagewerk zu, was darin bestand, große Mengen von Whisky in ein immer leeres Glas zu füllen.

Er hatte das dritte Glas seit Ausbruch der Revolution in Puerto Barina noch nicht zur Reize gebracht, als Kolbenstöße an die Tür trachten. Im nächsten Augenblick gab der Kiegel nach, die Tür flog auf und fünf Marineoffiziere, geführt von einem Offizier in goldblühender Uniform, betraten das Kontor.

„Habe ich die Ehre, mit Don Miguel de Mendoza persönlich zu sprechen?“ fragte der Offizier salutierend.

„Gewiß, Herr General. Darf ich in Ihnen den Führer der glorreichen Revolution begrüßen?“

Der Offizier nahm unaufgefordert Platz und machte eine abwehrende Bewegung.

„Der General ist derzeit . . . eh . . . unbekanntem Aufenthaltsort. Während seiner . . . eh . . . Abwesenheit können Sie mich als Führer der glorreichen Revolution betrachten.“

„Sehr erfreut, Herr General . . .“

„Admiral.“

„Herr Admiral. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Der Admiral fixierte einen Augenblick fasziniert die schwarzen Hände unter seinen glänzend polierten Fingerringeln, dann sagte er nebenhin: „Die glorreiche Flotte der Revolution hat aus strategischen Gründen beschlossen, sich ihres Panzerkreuzers „Schrecken der Meere“ im Verkaufsweg zu entledigen . . . Sie kaufen doch Panzerkreuzer, Don Pedro?“

„Ich? Ich? Don Pedro Miguel de Mendoza erblickend auf . . . Panzerkreuzer kaufen! Wo denken Sie hin, Herr Admiral? Ich bin ein einfacher Kaufmann, ein armer Händler . . .“

„Sie kaufen Panzerkreuzer!“ erklärte der Admiral beharrlich.

„Unmöglich, Herr Admiral! Wenn Sie mir Bananen angeboten hätten oder Zigarren . . . mit Vergnügen. Aber so . . .“

„Don Pedro“, sagte der Admiral träumerisch, „kennen Sie den lustigen Orangenhain hinter Puerto Barina, wo sich an der kalkweißen Mauer die goldenen Strahlen der Sonne Zentralamerikas brechen? Viele Herräter blickten von dieser Mauer zum letzten Male über die anbernde Wand von Puerto Barina . . .“

Fünf Minuten später war Don Pedro Miguel de Mendoza ordnungsgemäßer Besitzer des Panzerkreuzers „Schrecken der Meere“.

Sechs Minuten später verschwand der Admiral mit drei Viertel von Don Pedros Vermögen in der Tasche . . . Hunderttausend guten amerikanischen Dollars. Er verschwand so gründlich, daß er nirgends mehr zu finden war, als nach einer halben Stunde eine Abteilung der Gegenrevolutionäre Puerto Barina besetzte.

Drei Tage sah Don Pedro Miguel de Mendoza an Deck seines Panzerkreuzers und stierte mit glasigen Augen in die See. Am Ende des dritten Tages betrat er das Kontor seines Konkurrenten, Senor Dionysos Epistopulos.

Dionysos Epistopulos, Im- und Export, sah erstaunt auf.

„Ah — Don Pedro! Was führt Sie zu mir?“

Don Pedro Miguel de Mendoza sah auf den angebotenen Stuhl und blinzelte mit irren Augen um sich.

„Ich hätte einen Pa-Panzerkreuzer zu verkaufen“, sagte er. „Blid . . . einen niedlichen, hü-häßlichen Pa-Panzerkreuzer. Wollen Sie nicht einen ni-niedlichen, hü-häßlichen Pa-Panzerkreuzer kaufen?“

„Sie sind ja köstlich, Don!“ lachte Senor Dionysos Epistopulos. „Welcher vernünftige Mensch kauft einen Panzerkreuzer?“

Aber es ist ein so ni-niedlicher, hü-häßlicher Panzerkreuzer, Dionysos . . . ff . . . prima Ware . . .“

Senor Dionysos Epistopulos sah seinen Konkurrenten hart an und seine Augen wurden ganz klein und grün.

„Verkaufen Sie den Panzerkreuzer doch als Mitleid!“

„Wem . . .?“ fragte Don Pedro plötzlich erschrocken. „Wer kauft in dieser gottverlassenen Gegend ein paar tausend Tonnen Mitleid?“

„Sagen Sie, das ist es eben, Don. Sie müßten mit dem Raufen nach einem der großen Häfen der Vereinigten Staaten fahren, dort könnten Sie ihn vielleicht — ich sage vielleicht — als Mitleid anbringen. Fertig nimmt Ihnen keine Marine der Welt so ein veraltetes Kriegsschiff ab. Ob aber der Mitleidpreis die Reisekosten überhaupt aufwiegt, bezweifle ich . . . besonders da die Mannschaft das Schiff verlassen hat und keine Kohlen mehr da sind.“

„Whisky!“ rief Don Pedro.

Dionysos Epistopulos sah ihn kaltblütig an. „Don!“

„Ja?“

„Ich werde Ihnen was sagen — weil Sie mir leid tun: ich kaufe Ihnen den Raufen für hundert Dollar ab. Gemacht?“

„Acht Tage später verließ der Panzerkreuzer „Schrecken der Meere“ mit Dionysos Epistopulos und zwanzig Mann Beladung an Bord den Hafen von Puerto Barina. Fahrziel unbekannt . . .“

Senor Dionysos Epistopulos betrat das Kontor Don

Pedro Miguel de Mendoza. „Hallo — Don!“ — „Dionysos . . . woher?“

„Eben mit dem Flugzeug aus Nicaragua. Don — ich habe ein glänzendes Geschäft für Sie, an dem Sie sich tanieren können. Leider fehlt mir das nötige Kapital. Aber wenn Sie mich mit zwanzig Prozent beteiligen . . .“

„Mit fünfzehn . . .“

„Auch gut! Hören Sie zu, Don: Heute abends, in etwa vier Stunden, kommt der 10000-Tonnen-Ozeandampfer „Butterfly“ der Nicaragua-Japan-Linie in Puerto Barina an. Die Gesellschaft befindet sich in ärgsten Schwierigkeiten und kann den Dampfer nicht weiter führen. Sie ist bereit, ihn für 50000 Dollar an den Mann zu bringen, wenn sofort bar bezahlt wird. De facto hat man mich mit dem Verkauf betraut. Hier die Papiere . . .“

Don Pedro Miguel de Mendoza nahm die Papiere und verschwand wortlos. Nach einer halben Stunde erschien er wieder.

„Ich habe den Ausgangshafen angerufen. Das Schiff existiert wirklich. Die Gesellschaft hat mich beauftragt, daß Sie ihr Vertrauensmann sind.“

„Sie haben das bezweifelt?“ fand Dionysos Epistopulos entrikt.

„Hier die 50000 Dollar. Unterschreiben Sie.“

„Danke. Uebernehmen Sie, bitte, die Schiffspapiere. Sie können den Dampfer um neun Uhr abends auf der Reede in Besitz nehmen. Unter uns gesagt: so ein Ozeandampfer ist keine gute Million wert. Welch ein Zwischengewinn! Wenn ich das Kapital gehabt hätte . . .“

Die „Butterfly“ lief programmäßig nach Anbruch der Dunkelheit im Hafen von Puerto Barina ein. Don Pedro Miguel de Mendoza fuhr dem Schiff mit einem Motorboot entgegen. Der Bau kam ihm merkwürdig bekannt vor. Von einem schrecklichen Verdacht ergriffen, raste er das Fallreep einpur.

Die Geschütze waren zwar abmontiert, auf dem Panzerdeck bekam man in einer Bar Whisky und eisgekühlte Limonade, am Bug stand wirklich „Butterfly“, aber das alles half nichts: es war der „Schrecken der Meere“, der zum zweiten Male in Don Pedro Miguel de Mendozas Besitz übergegangen war.

Im Nachmittags der „Panamerican Airways“, das eben mit donnernden Motoren die Nacht von Puerto Barina verließ, betete Senor Dionysos Epistopulos eine kleine Abrechnung zusammen:

Gründung der Nicaragua-Japan-Linie (ein Bessel, ein Telefon) 800 Dollar, Umbau des „Schrecken der Meere“ und Neueintragung ins Schiffsregister als Passagierdampfer 1000 Dollar, Fahrtschein 1000 Dollar, Summe der Ausgaben: 2800 Dollar. Ab von 50000 macht Reingewinn 47200 Dollar.“

(M.W.P.)

Krach bei der Arbeitsfront

Hauptkassierer Karnath wurde entlassen — Die Gründe dieser Maßnahme

Die Zeiten, wo vor dem Haus der Arbeit in der Hundegasse Auto sich an Auto reihte, sind endgültig vorbei. Auch das Haus der Arbeitsfront auf dem Langen Markt ist größtenteils geräumt. Die Arbeitsfront beunruhigt sich heute mit den Räumen auf dem Weidenwall in dem Hause, das früher dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband gehörte. Man war gezwungen, sich einzuschränken. Dennoch gelang es infolge des Beitragsstreiks nicht, Einnahmen und Ausgaben in ein erträgliches Verhältnis zu bringen. Deshalb wurde, wie feinerzeit in der „Volkstimme“ berichtet, Anfang dieses Jahres als Spartenkommissar für die Arbeitsfront P. von Bnuck eingekauft, der seit den Wahlen des Jahres 1935 etwas in den Hintergrund geraten war. P. von Bnuck hat dann versucht, die Arbeitsfront zu reorganisieren. Auch darüber haben wir bereits berichtet. Der Spartenkommissar hat versucht, die Dinge bei der Arbeitsfront zu weichern, wobei ihm dann vor einigen Wochen P. Dr. Sey, der Führer der Deutschen Arbeitsfront, zu Hilfe kommen mußte. Dr. Sey ist ganz zweifellos nicht nach Danzig gekommen, nur um den Schatzkassierer einen Vortrag zu halten. Es ging um andere Dinge. Bei dieser Gelegenheit wurden, sagen wir mal, verschiedene Umgruppierungen in der Leitung der Arbeitsfront vorgenommen. Eine Anzahl leitender Angestellten wurde ausgetauscht, darunter auch P. Karnath, der das Amt eines Finanzwalters bei der Arbeitsfront bekleidete. Ingesamt sind sechs leitende Angestellte der Arbeitsfront entlassen worden.

Karnath klagt nunmehr vor dem Arbeitsgericht gegen die Arbeitsfront

wegen seiner Kündigung. Er erklärte dort in der gestrigen Verhandlung, daß es ihm in erster Linie weniger um eine finanzielle Abfindung zu tun sei als um die Feststellung, daß bei seiner Entlassung keine ehrenrührige Dinge eine Rolle gespielt haben. Überall in Danzig werde — so erklärte P. Karnath — über seine Entlassung getuschelt und würden Gerüchte verbreitet.

Auf die Frage des Vorsitzenden, Assessor Dr. Birz, wie Karnath sich diese Ehrenklärung denke, meinte dieser, die Arbeitsfront habe es verstanden, den Verdacht der Ehrenrührigkeit zu erwecken, sie werde es auch verstehen, diesen Verdacht zu zerstreuen. Nachdem Dr. Behrend, der Vertreter der Arbeitsfront, mit sehr leiser Stimme eine Art Ehrenerklärung für den Kläger abgegeben hatte, wurde der Termin vertagt, um den Parteien Gelegenheit zu geben, sich zu verschiedenen Fragen zu äußern. Der Prozeß dürfte größtes Interesse in Danzig finden.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß sich auch um den Leiter der Arbeitsfront, Schories, ein ganzes Gewirr von Gerüchten gebildet hat. Schon seit Wochen diese Gerüchte erhalten neue Nahrung, als Schories wegen Krankheit in der letzten Volkstagsitzung nicht erschienen war. Es erscheint uns angebracht, daß die zuständigen Stellen zu diesen Gerüchten einmal Stellung nehmen.

Winterhilfswerksammlung und Schulschilch

Ein bedenklicher Fall in einer Danziger Volksschule

Die Schule hat bekanntlich die Aufgabe, den Kindern eine geistige und körperliche Ausbildung und in Ergänzung der Erziehung im Elternhause charakteristische Bildung zu geben. In allen Zeiten hatte die verantwortliche Stelle im Staate bisher darauf gesehen, daß das gute Einvernehmen zwischen Eltern und Kindern durch die Schule in keinem Falle getrübt wird. Folgendes Vorkommnis gibt zu schwerem Bedenken Anlaß; es ist zu hoffen, daß hier sofort Abhilfe geschaffen und das Vorkommen ähnlicher Fälle in Zukunft unmöglich gemacht wird.

In einer langjähriger Volksschule ist der 10jährige Sohn eines Sozialdemokraten. Der Vater mußte seit einiger Zeit feststellen, daß sein Sohn die Eltern belügt. Das Kind ist von seiner Klassenlehrerin wiederholt angefordert worden, sich an den Sammlungen für das Winterhilfswerk zu beteiligen. Der Vater hat die Lehrerin mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß er als Sozialdemokrat für das Winterhilfswerk nichts geben könne und deshalb auch durch seinen Sohn keine Spenden schicke. Der Vater hat die Lehrerin ausdrücklich darauf hingewiesen, daß sie von seinem Kinde kein Geld anzunehmen habe. Wie der Vater nun festgestellt hat, hat die Lehrerin trotz dieser ausdrücklichen Hinweise doch Geld von dem Kinde genommen. Das Kind hat — wie der Vater annimmt — aus Angst vor elterlicher Strafe und um den künftigen Ermahnungen der Lehrerin zu entgehen, zu den Sammlungen des W.H.W. doch beigetragen. Um den Eltern aber nicht die Kränkung zuzufügen, daß es gegen ihr Verbot verstoße, hat das Kind zu dem Mittel der Lüge gegriffen und die Tatsache seines Gebens dem Vater gegenüber abgestritten.

Die Ermahnungen der Lehrerin, zu dem Winterhilfswerk beizutragen, sind — wie gesagt — vielfach wiederholt worden. Unter anderem sagte diese Erzieherin dabei, daß das Kind sich nicht schäme, Gaben vom Nationalsozialismus zu nehmen aber nichts zum Winterhilfswerk beizutragen. Gemeint war damit die Verabfolgung von Milch an den Jungen, dessen Vater ausgetauschter Erwerbsloser ist. Der Vater hat die Lehrerin darauf hingewiesen, daß für die Kinderbetreuung öffentliche Mittel auszuwerfen und daher die Speisungen auch nicht vom Nationalsozialismus gekommen seien. Schließlich hat der Vater sich genötigt gesehen, um seinem Kinde die fehlenden Qualen zu ersparen, auf den Empfang der Milch zu verzichten. Seinem Sohne verbot er die Annahme der Milch, und das Kind zeigte eine spürbare Erleichterung, obwohl ihm zweifellos ein bitter notwendiger Ernährungsbestandteil nunmehr fehlt.

Die Mutter des Kindes war noch einmal bei der Lehrerin, um sich jede Kennerung dem Kinde gegenüber zu verweigern, und wies dabei auf die Schädigungen charakteristischer Art hin, die dem Kinde bei dieser Behandlungsmethode zugefügt würden. Die begründete Aufregung der Frau beantwortete die Erzieherin damit, daß sie die Mutter aus der Klasse wies, als diese vorschlug, doch einmal die Rollen zu tauschen, der erwerbslosen Familie das gute Gehalt einer Lehrerin zukommen zu lassen und selbst dafür mit 10 Gulden wöchentliches Wohlhabensunterstützung auszukommen.

Soweit bis jetzt dieser Fall. Wir wollen ihm an eigener Stellungnahme im Augenblick nichts hinzufügen, denn er spricht für sich selbst.

Präsident Greiser von Urlaub zurück. Der Präsident des Senats, Greiser, hat, wie gemeldet wird, wegen eines kleinen Sportunfalls seinen Urlaub abgebrochen und ist nach Danzig zurückgekehrt. Er soll, wie es heißt, in den nächsten Tagen seinen Dienst wieder aufnehmen.

Die falsche Quittung. Der 25 Jahre alte Arbeiter F. war bei einem Pferdehändler ausbiltsweise beschäftigt. Er machte kleine Fuhren und kassierte auch die Beträge. Bei dieser Gelegenheit hat er einmal 14,55 Gulden kassiert, aber nicht abgeholt. Als Quittung gab er einen Zettel, auf dem zu lesen

war, daß der Pferdehändler 2. das Geld erhalten hat. F. stand nun wegen schwerer Urkundenfälschung in Latenteit mit Betrug vor dem Richter und wurde zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. In der Verhandlung war bekannt geworden, daß F. in sehr arbeitsreichen Verhältnissen lebte. Trotzdem wollte der Staatsanwalt den Angeklagten auf sechs Monate ins Gefängnis schicken, weil, wie Staatsanwaltschaftsrat Dertel sagte, für den Angeklagten keine Veranlassung vorgelegen hat, sich solch einen Nebenverdienst zu verschaffen. Der Angeklagte könne nur durch eine empfindliche Strafe gebessert werden. Das Gericht war anderer Meinung.

Groß war die Seele der Betrügereien

Die ungetreuen Angestellten des Tiefbauamtes

Der Prozeß gegen die drei ungetreuen Angestellten des Tiefbauamtes schleppt sich nur langsam hin. Gestern wurde wieder eine ganze Reihe von Zeugen vernommen. Unter diesen Zeugen war der frühere Lohnschreiber Etermann, der ebenfalls Groß belastete. Wie überhaupt fast sämtliche Zeugen ausagen zumungunsten des Hauptangeklagten Groß ausfallen. Etermann erzählte, daß ihm bei der Berechnung der Kindergelder einige Dinge recht komisch vorkamen. Er bekam immer Zettel von Groß, die die einzutragenden Summen enthielten. Ihm kam die Sache nicht ganz gebauer vor, so daß er sein Mißtrauen äußerte. Werzehn Tage später war er auf Veranlassung des Groß entlassen. Etermann führt die Entlassung auf diese Mißtrauensäußerung zurück. Durch diese Zeugenaussage erhalten die Behauptungen der Mitangeklagten einige Bedeutung, die immer erklärt haben, daß sie die falschen Eintragungen stets auf Veranlassung des Groß gemacht haben, und daß sie gegen ihn nichts ausrichten konnten, weil er als ihr Vorgänger ein außerordentlich strenges Regiment führte.

Kreisbauernführer und Deputant

Um die Räumung der Wohnung

In einer prächtigen Uniform mit silbernen Aufschlägen, Schwärzer mit Gemischt, auf dem linken Armel ein großes, silbernes Geweih, in dessen Mitte natürlich das Pakenkreuz nicht fehlt, betritt ein wohlgenährter Herr den Verhandlungsraum des Arbeitsgerichts. Auf seine Bitte wird seine Sache außer der Reihe verhandelt. Man erfährt, daß es sich um den Kreisbauernführer und Jägermeister Dyd aus Trutenau handelt. Er klagt gegen einen Arbeiter auf Räumung seiner Deputantenwohnung. Der Arbeiter stand in Diensten des P. Dyd und wurde am 13. Mai 1935 zum 1. Oktober desselben Jahres gekündigt. Mit diesem Tage sollte er auch die von ihm innegehabte Wohnung räumen. Der Arbeiter tat das jedoch nicht, da er sich auf den Standpunkt stellte, daß ein Deputant nur zum 1. April eines jeden Jahres gekündigt werden könne und somit seine Kündigung rechtsunwirksam sei. Nach Ermittlungen, die das Gericht eingezogen hatte, beruht diese Ansicht auf einem Irrtum. Die Kündigung konnte zu jedem Zeitpunkt unter Einhaltung der gesetzlichen Kündigungsfrist ausgesprochen werden. Nachträglich ist allerdings eine andere Regelung erfolgt. Das Ergebnis der Klage war, daß der Arbeiter verurteilt wurde, die Deputantenwohnung zum 1. April 1936 zu räumen.

Fracht-Vorauszahlung für Sendungen nach Deutschland

Eine neue Verordnung des polnischen Verkehrsministers

Das polnische Verkehrsministerium hat durch eine neue Verordnung bestimmt, daß die Frachten für Eisenbahnsendungen, die von einer in Polen oder im Freistaat Danzig gelegenen Station der polnischen Staatsbahn nach einer deutschen Station auszugeben werden, bei Aufgabe der Sendung bezahlt werden müssen, soweit es sich um die Beförderung auf dem Eisenbahneck der polnischen Staatsbahn handelt. Dasselbe gilt auch für den Transportverkehr. Die Verordnung tritt am 1. April in Kraft. Diese Verschärfung der Bestimmungen im Verkehr mit Deutschland zeigt, daß die Schwierigkeiten in allem Umfange bestehen und an eine Beilegung der deutsch-polnischen Eisenbahndifferenzen anscheinend vorläufig nicht zu denken ist.

Unser Wetterbericht

Wolkig, teils heiter, kühl

Allgemeine Uebersicht: Der hohe Luftdruck des Nordmeeres und Skandinavien verlagert sich südwärts und gibt Randstörungen eines Tiefes Raum, das vom hohen Norden her südwärts vordringt. Die kalte Luftströmung verschiebt sich gleichzeitig ostwärts und überflutet Rußland bis zum Gebiet des Schwarzen Meeres. Der Kälte-Einbruch in das Ostseegebiet wird dadurch gemildert. Die vorhergehende stürmische Luftströmung ist bis zu den britischen Inseln gelangt und erreichte in der westlichen Ostsee noch Stärke 5 bis 7.

Vorhersage für morgen: Wolkig, teils heiter, schwache bis mäßige Ost- bis Südostwinde, Temperatur um 0 Grad, Nachtfrost.

Aussichten für Freitag: Wolkig, milder. Maximum des letzten Tages: 4,8 Grad. — Minimum der letzten Nacht: —0,1 Grad.

Danziger und Gdingener Schiffs-Liste

Im Danziger Hafen werden erwartet: Holl. MS. „Mary“, 26. 8. fällig, Pam; Schwed. D. „Gertrud“, 26. 8. fällig, Pam; poln. D. „Pud“, 26. 8. fällig, Pam; poln. D. „Bel“, ca. 26./27. 8. fällig, Pam; dän. D. „Tempo“, 26. 8. fällig, Pam; Schwed. D. „Pais“, 26. 8. fällig, Kotra; norm. D. „Alex“, 26. 8. fällig, MS; d. D. „Par“, 26. 8. von Königsberg, Wollf.

Im Gdingener Hafen werden erwartet: D. „Graco“, 20. 8. fällig, Polroh; D. „Elsper“, 20. 8. fällig, Reisholz; D. „Diana“, ca. 20. 8. fällig, Pam; D. „Lafite“, ca. 20. 8. fällig, Pantarei; D. „Schiller“, ca. 20. 8. fällig, Pantarei.

Es liegen auf der Reede vor Gdingen: D. „Gisep“ und D. „Auctoritas“ für Polroh.

Das Blaue Band der Langsamkeit

Der Kampf um das Blaue Band des Ozeans wird wieder aufgenommen. Der neue englische Schiffsgigant, die „Queen Mary“, steht vor seiner Ausfahrt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er den Rekord der „Normandie“ schlagen wird. Denn die „Queen Mary“ hat „nur“ 78 000 Tonnen Verdrängung, während die „Normandie“ 79 000 Tonnen hat. Und die Maschinen der „Queen Mary“ sind sehr viel stärker als die des französischen Dampfers.

Aber während der Schnellleisterschiffbau immer wieder unterboten wird, ist seit vier Jahrzehnten ein anderer Rekord bis heute noch nicht gebrochen. Es ist der Rekord der langsamsten Überquerung des Atlantischen Ozeans, den zwei Norweger im Jahre 1908 aufgestellt haben. Sie unternahmen es, in einem Ruderboot nach Europa zu fahren, und führten ihr Vorhaben trotz eines starken Sturmes unermüdet glücklich durch. Die brauchen nicht weniger als 55 Tage, um von New York nach Liverpool zu gelangen.

Konzert der polnischen Musikgesellschaft

Dem Andenken Bladislaw Jelenkis gewidmet

Die Polnische Musikgesellschaft zu Danzig veranstaltete gestern in Erinnerung des 15. Todestages des polnischen Komponisten Bladislaw Jelenki im großen Saal des „Danziger Hof“ ein Konzert, in dem ausschließlich Werke des genannten Komponisten vorgetragen wurden. Es wurde der Versuch gemacht, die Musik Jelenkis der Danziger Öffentlichkeit näher zu bringen; der Komponist stellt sich in allem als ein Vertreter reifen polnischen Musikgeschmacks dar, der in der Schule der polnischen Romantik wurzelt und in ihr bleibt, auch wenn er manchmal zum Impressionismus vorkippt. Aus ein wenig fremd durch die rhapsodisch freie Formgebung in dem Kammermusikwerk (Trio E-dur), das fern ist jedem Kammermusikstil. In seiner ganzen Gefühlswelt zeigt er dagegen eine große Mannigfaltigkeit der Stimmungen, die in echt slavischer Temperamentswallung deutlich werden. Ueberaus reich war das Werk in der Erfindung der Motive, wie es arm ist an wirklicher thematischer Verarbeitung. Der langsame Satz ist wirklich tief empfundener und sehr sauber gearbeitet. Von den vorgetragenen beiden Sololiedern blieb das erste wirkungslos, während das zweite in seinem volkstümlichen Ton und seiner bestechenden Einfachheit außerordentlich anprang. Das gleiche gilt für die Choräle, von denen der zweite, ein Satz aus einer Oper, wirkungsvoller war als der erste; im ganzen zeigten die Sätze aber nichts Besonderes. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß Jelenkis Werke sich durch den Einfalt weit mehr auszeichnen als durch die Formung; darin zeigen sie ihr Eigenes und wirklich Beachtliches.

Frau Minister P e o n i a P a v e e hatte es übernommen, von dem Komponisten, der ihr Lehrer war, eine Biographie zu geben. Aus den eigenen Erfahrungen und dem Meißter schöpfend entrollte Frau Minister Papée ein sehr lebendiges Bild, das sie wirkungs- und geistvoll zeichnete. Dem Klavier-Trio hatten Maria Witkowska (Klavier), Adaliam D o e s n e r (Violine) und Kammerz B i k o m i r s k i (Cello) hingebungsvolle Arbeit gewidmet. Die drei Künstler, von denen der Cellist zweifellos der technisch und geistig Führer ist, erreichten im zweiten und dritten Satz schönes Zusammenwirken, das im ersten durch das Klavier etwas beeinträchtigt war. Julia G o r z e c h o w s k a setzte sich mit ihrem wohl-lautenden und schmiegsamen Organ für die Violine ein; eine schöne Stimme kam leiser durch die Kürze ihres Programms entschwiegen zu kurz. Der gemischte Chor des polnischen Gesangsvereins „Lutnia“ unter Feltz M u s h l holte aus den Chorsätzen, was in ihnen lag; die Männerstimmen, vor allem der Tenor, müssen aber noch weiter gefult werden, wenn die Gemeinschaft alle Möglichkeiten, die sie zu haben scheint, zur Geltung bringen will.

Der unbekannte Soldat

Es gibt nicht nur den toten Unbekannten Soldaten, dem der französische Staat unter dem Triumphbogen ein ewiges Denkmal gesetzt hat; in der südfranzösischen Stadt Robez lebt auch ein unbekannter französischer Frontkämpfer. Dieser Soldat ist während des Krieges vermißt worden und hat das Gedächtnis verloren. Seitdem kann er sich weder auf seinen Namen besinnen, noch weiß er, wo er vor dem Kriege gewohnt, ob er Familienangehörige gehabt und in welchen Verhältnissen er gelebt hat. Er handelt sich um einen Fall völligen Gedächtnisverlustes. In den Nachkriegsjahren hat man vergeblich versucht, den Mann zu seiner Familie zurückzuführen. Die Zeitungen brachten Photographien des „unbekannten Soldaten“ und im Laufe der Zeit meldeten sich auch etwa zwanzig Familien, die glaubten, in ihm ihren Familienangehörigen wiederzuerkennen. Bei manchen mag der Wunsch, den im Kriege verschollenen Vater oder Bruder wieder zu erhalten, auch wenn sie vielleicht selbst starke Zweifel an der Persönlichkeit des Unbekannten hatten, mitgespielt haben. In seiner Wohnung in Robez stellten sich Herzzerreißende und manchmal auch tragikomische Szenen ab. Immer wieder versuchten angebliche Familienangehörige den Schleier, der über dem Gedächtnis des ehemaligen Frontkämpfers liegt, zu zerreißen. Man wandte alle möglichen Mittel an: Die Ueberraschung, die Gewalt, die Güte. Es nützte nichts. Die Ärzte sind der Meinung, daß nur durch einen Zufall dieser Mann sein Gedächtnis wieder erhalten könne. Seine Persönlichkeit festzustellen, scheint jetzt gelungen zu sein. Ältere Bewohner des Dorfes Champagnoux, etwa 30 Kilometer von Chambéry in Savoyen entfernt, glauben in dem Unbekannten einen früheren Einwohner namens Louis Monnet zu erkennen, dessen Frau und Kinder heute noch in dem Dorfe wohnen. Monnet verschwand, wie seine Kriegskameraden sich genau erinnern, Ende Dezember 1915 während einer Schlacht in den Argonnen. Die Frau jenes Monnet erinnert sich, daß ihr Mann sich einige Jahre vor dem Kriege mit einer Senfe eine Wunde am rechten Schenkel bezwachte. Diese Wunde heilte nur sehr schlecht und die Narbe war noch in den ersten Kriegsjahren sichtbar. Der unbekannte Soldat von Robez hat nun tatsächlich eine solche Narbe am rechten Schenkel. Da seine Ähnlichkeit mit dem im Krieg vermißten Louis Monnet sehr groß ist, hoffen die Behörden nun endlich die Persönlichkeit dieses Frontkämpfers festgestellt zu haben.

Polizeibericht vom 26. März 1936. Festgenommen: 11 Personen, darunter 4 wegen Diebstahls, 2 wegen Schmutzgelds, 1 wegen Steuerhinterziehung, 3 wegen Trunkenheit, 1 aus besonderem Anlaß. — Gefunden in Danzig: 1 Braune Aktentasche, enthaltend Stullen und eine Mappe mit Eisenbahnformularen, 1 grauen Damenlederhandschuh, 1 Doppelmantel, 1 bronzenes Sportabzeichen, 1 Kniefer mit schwarzer Umrandung.

Danziger Standesamt vom 23. März

Sterbefälle: Sohn des Kraftwagenführers Theophil Benz, 1 J. — Ehefrau Klara Stroehenreuther geb. Genia, 59 J. — Friseur-Obermeister Max Bronski, 62 J. — Invalide Max Kandelhaedt, 71 J. — Witwe Margaretha Stein geb. Rosenkranz, 59 J. — Schiffsführer Heinrich Wiebe, 68 J. — Witwe Margaretha Cappallo geb. Heilsauer, 56 J. — Arbeiter Franz Kanski, fast 68 J. — Emma Gurkfi, ohne Beruf, 83 J. — Tochter d. Zimmerers Ditto Neumann, 3 Wochen. — Hauswirtschafterin Dora Förster, 19 J. — Sohn des Hofmeisters Wilhelm Stehr, fast 5 J. — Sohn des Arbeiters Wilhelm Tuschewick, 4 Mon. — Gärtner Gustav Kooß, 64 J. — Rentier Hermann Schmidt, fast 82 J.

Wasserstandsrichten der Stromweichsel

vom 25. März 1936

Table with water level data for various locations on the Vistula river. Columns include location names and water level changes for dates 24.3.25.3 and 24.3.25.3.

